

## 4. Gespräch.

### Intervention: Ordnung gestalten

---

**WvA** Zum Auftakt dieses Gespräches eine Fotografie. Herr Dr. Jag, Sie zeigen uns eine, so möchte ich sagen, Anti-Ikone der modernistischen Architektur, nämlich ein Quelle-Fertighaus, Typ 100F, aus dem Jahre 1965 (Abb. 39). Es steht im Rheinischen Freilichtmuseum Kommern und gehörte früher einer Familie mit durchaus intellektuellen und ästhetischen Ansprüchen. Die Grundfläche dieses größten Typs beträgt insgesamt nur 100 Quadratmeter. Das Fürther Versandhaus ließ das Fertighaus durch den Architekten Edgar Berges entwickeln und verkaufte ihn in verschiedenen Größen ab 1962. Drei Zitate aus einer Broschüre, die Quelle mehrfach auflegte, zeigen, wie selbstverständlich die Axiome der funktionalistischen Architektur der 1930er Jahre geworden waren: »Es kam darauf an«, so erklärte er [Edgar Berges], »ein Haus zu schaffen, das in unsere Zeit paßt. Im Mittelpunkt aller Planung stand der Mensch. Das heißt: Der Grundriß mußte einfach und gradlinig gegliedert sein, mit zeitsparenden Verkehrswegen zwischen funktionell zusammengehörenden Räumen. Die Unterhaltung und Pflege darf der [sic] Hausfrau weder viel Mühe noch viel Zeit kosten [...]. Die einzelnen Räume sind rechteckig und bieten den Möbeln große Stellflächen. Auffällig ist die strikte Trennung zwischen dem Wohntrakt einerseits und dem Schlaf- und Wirtschaftstrakt andererseits. Eine derartige Trennung ist kennzeichnend für den modernen Wohnstil und hat sich in der Praxis bewährt. [...] Die Küche ist 8,45 Quadratmeter groß. Das ist genau das richtige Maß, um der Hausfrau ein ungehindertes Arbeiten zu ermöglichen, ohne daß sie durch überflüssige Schritte und Wege mehr als unnötig ermüdet.«<sup>1</sup>

**DRJ** Man sollte ergänzen, dass nur noch drei Räume funktional vorgegeben waren: Küche, Bad und Wohnzimmer. Die vier übrigen des größten Typs waren völlig frei gestaltbar, das ist das Neue am »offenen Grundriss«, der sich in der Nachkriegszeit durchsetzte. Dieser Typus hatte die erwähnte Ausstellung H55 geprägt.

---

1 Quelle-Fertighaus-GmbH 1962: 17, 23, 35.

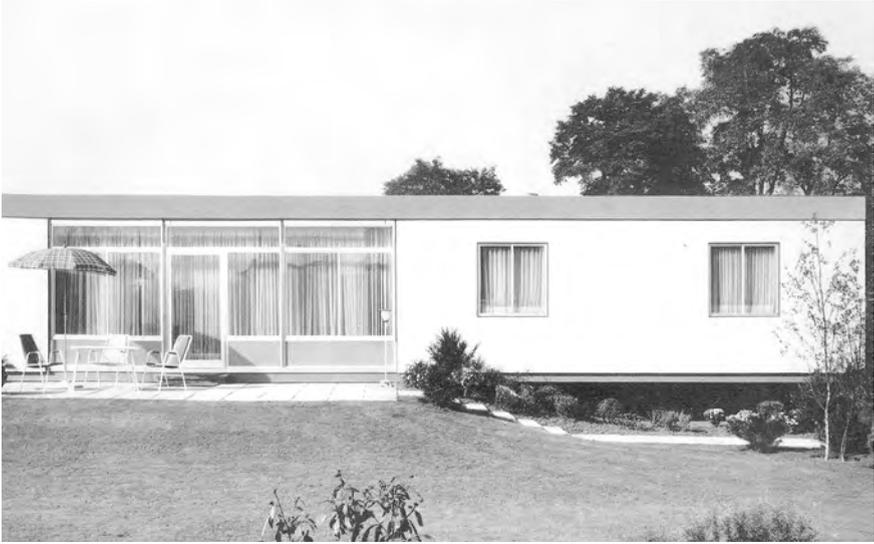


Abb. 39: Das Quelle-Fertighaus 100F. Die strenge Schwarzweiß-Fotografie aus der »Quelle-Fertighaus-Fibel« von 1962 unterstreicht die nunmehr veralltäglichte funktionalistische Idee der klaren Linie und des rechten Winkels. Das Exterieur ist so aufgeräumt wie die Fassade.

**WvA** Trotzdem, Herr Dr. Jag, genossen Fertighäuser damals, und auch lange danach, einen *sehr* schlechten Ruf, und lokale Baubehörden machten Schwierigkeiten mit den Genehmigungen für diese als hässlich empfundenen »Schachteln«, manchmal verfügten sie sogar ein Spitzdach oder eine Blendmauer an den Giebelseiten. Die Quelle-Broschüre sah sich gezwungen, Ratschläge im Umgang mit den Behörden zu erteilen. Das Haus ist nicht spektakulär wie ein Gebäude von Alvar Aalto oder Walter Gropius, man sieht die Fugen, an denen die vorgefertigten Platten aneinanderstoßen, so erinnere ich mich an meinen Besuch in Kommern, der Boden ist aus Kunststoff, Industrierahmen für die Fenster – eingerichtet ist es geschmackvoll, Teppiche, gute Designmöbel, viel Holz, viele Bücher und Kunst an den Wänden und die berühmte orange Siematic-Einbauküche...

**Aus dem Publikum** Da verwechseln Sie was!

**WvA** Dennoch fragen sich viele, ob es dieses Haus überhaupt wert ist, als »Geschichte« bewahrt zu werden.

**Aus dem Publikum** Ist das Architektur oder kann das weg – ha ha.

**WvA** Zum anderen ist auch dieses Gebäude auf dem Zeitstrahl ihrer Moderne ganz am Ende situiert. Man könnte sagen, dass es die Veralltäglichtung dessen repräsentiert, was Sie als Charakteristika der »heroischen« Moderne herausarbeiten. Doch es verkörpert keine Imagination mehr, keine Utopie des Aufbruchs, der sich beispielsweise mit dem Bauhaus verbindet. Auch im Museum steht es für seine Zeit, für sonst nichts. Es repräsentiert reinen Pragmatismus, ja, eben: »kann das weg?«, während Sie, Herr Dr. Jag, doch für die Moderne etwas Existenzielles reklamieren, das sich in Haltungen, Gebäuden, Texten *ausdrückt*, in einer *Emphase*, die...

**DRJ** In diesem Haustyp ist sie vollendet, lieber Alterski, vollendet.

**WvA** So? Ich verstehe... Nun, Herr Dr. Jag, dann will ich mit der Frage beginnen: Was meint »Habitat«?

## Zeitgenössische Diagnosen

**DRJ** Ganz allgemein heißt das erst einmal Lebensraum, im engeren, biologischen Sinne als Raum, den eine Spezies besiedelt, die an diesen Raum angepasst ist, im Weiteren die Wohnstätte einer sozialen Gruppe. Dieses Zweite meine ich, wenn ich von Habitat sprechen werde.

**WvA** Auf die Anthropogeografie werden Sie also nicht eingehen? Geografen wie Friedrich Ratzel und andere postulierten bekanntlich im 19. und frühen 20. Jahrhundert, dass Völkern »natürliche« Lebensräume zu eigen sind, und dass eine Landschaft und deren Bewohner einander bedingten. Das mache ihren Nationalcharakter aus.<sup>2</sup> Die Soziologin Elisabeth Pfeil behauptete 1939, dass sich jeder Raum die ihm gemäßen Menschen heranzüchte. Wer dem Raum nicht gewachsen sei, werde abgestoßen. Für sie war es schon bedenklich, wenn Rheinländer und Ostpreußen Mischehen eingingen, weil daraus überdurchschnittlich oft labile Kinder hervorgingen.<sup>3</sup> Dieses chauvinistische Raumdenken, diese sozialdarwinistische Konzeption von »Habitat« wollen Sie ignorieren?

**DRJ** Dieser Vorstellung haben auch Rassenanthropologen angehangen. Siegvölker siedeln in den Tälern, Verlierer in den Bergen, die Angehörigen der nordischen Rasse stoßen in neue Räume vor und so weiter.<sup>4</sup>

**Herr Dr. Lynx** Der Anthropologe James C. Scott hat das dann in »The art of not being governed« umgewertet – und die Widerständler, Freiheitskämpfer usw. gefeiert, die sich in den Bergen staatlicher Herrschaft entziehen...

**DRJ** Ja, auch solche Korrelationen ließen sich beliebig umwerten. Nein, ich will nicht auf eine nationalisierte Geografie, sondern auf den gebauten Raum und die Sozialordnung hinaus, auf die Frage, wie man in der heroischen Moderne Gemeinschaft wiederherstellen wollte. Die Idee war, dass man das Habitat neugestalten musste, um einen »Neuen Menschen« zu schaffen. Das ist das zentrale Thema der heroischen Moderne schlechthin, egal ob Diktatur oder Demokratie.

**WvA** Zu Beginn des Gesprächs, Herr Dr. Jag, lehnten Sie Heinz Dieter Kittsteiners Axiom ab, dass jede Epoche ihre »Grundaufgabe« bewältigen müsse. Jetzt verengen Sie die Pluralität der Moderne immer weiter, will mir scheinen. Außerdem darf ich bemerken, dass der Zusammenhang von Habitat und Sozialreform nach 1800 wahrlich kein neues Thema gewesen ist. Sie kennen die Utopien der Frühen Neuzeit – Thomas Mo-

2 Ratzel 1906 (1896).

3 Pfeil 1939.

4 Etzemüller 2015: 75.

rus entwarf in »Utopia« 1516 einen durchstrukturierten Raum aus 54 identischen Planstädten. Die Kleidung, die die Menschen tragen sollten, war funktional und uniform, unterschied aber Sozialgruppen. Die Menschen sollten produktiv sein, und Freizeit war zur Bildung zu nutzen. Diese Gesellschaft sollte völlig durchrationalisiert sein. Auch in Tommaso Campanellas »Sonnenstaat« aus dem Jahre 1602 ist der gebaute Raum Voraussetzung einer vernünftigen Sozialordnung. In beiden Utopien wurde eine gegliederte Gemeinschaft produktiver Individuen entworfen, sie entwarfen eine Solidargemeinschaft »Neuer Menschen«, welche ein ideales Gemeinwesen zum Leben erwecken sollte.<sup>5</sup>

**DRJ** Da haben Sie gewiss recht. Ähnlich sah es bei Frühsozialisten wie Charles Fourier, Robert Owen oder Victor Aimé Huber aus. Owen wollte 1825 in der Kolonie »New Harmony« kleine Gemeinschaften von 500 bis 2.000 Personen in viereckigen Wohnanlagen situieren. Er setzte wie Morus auf funktionale, unprätentiöse Kleidung und wollte ebenfalls, dass die Freizeit zur geistigen Vervollkommnung genutzt werde. Arbeit sollte durch Mechanisierung reduziert werden. Im Zentrum stand aber die kollektive Ausbildung der Kinder. Die vernünftige Ordnung würde nicht von selbst entstehen, sagte Owen, die Menschen müssten erzogen werden, um ihren Charakter zu bilden, erst dann rücke der gut regierte Staat in greifbare Nähe. Bei den Kindern könne man am ehesten ansetzen. So wollte er in ländlichen Genossenschaften eine standes-, partei- und glaubensübergreifende Gemeinschaft einsichtiger Menschen formen, die den Kern der zukünftigen »höheren Gesellschaft« bilden werde. Im Unterschied zu Morus' und Campanellas Utopien sollte dieser Gegenentwurf zur bestehenden Gesellschaft realisiert werden. Das Projekt scheiterte.<sup>6</sup> Im letzten Jahrhundert dann der Architekt Frank Lloyd Wright mit seinem Plan einer gigantischen, dezentralisierten Gartenstadt als Grundlage einer neuen Gesellschaft,<sup>7</sup> dann folgten der tschechische Schuhhersteller Tomáš Bata mit seiner paternalistischen Planstadt Zlín, Henry Fords Idealstadt »Fordlandia« im brasilianischen Dschungel, Walt Disneys »Experimental Prototype Community of Tomorrow« und jüngst das Projekt der »Charter Cities« des Ökonomen Paul Romer. Das war und ist stets dieselbe Sehnsucht, an abgeschlossenen Orten, errichtet auf »jungfräulichem Boden«, wie es hieß, ganz von vorne zu beginnen, losgelöst von einer korrumpierten Umwelt. Allerdings sind das die extremsten Projekte gewesen und zumeist gescheitert. Der Hintergrund solcher *tabula rasa*-Vorhaben war die Schadenskartierung des Lebensraums der Moderne, namentlich der Städte.<sup>8</sup> Darauf sollten wir zuerst eingehen.

## Die Stadt

**DRJ** Im Gegensatz zur Stadt wurde das Dorf *überall* als ideales Organisationsprinzip des Sozialen gefeiert: überschaubar, solidarisch, sozial integriert, in die Natur und feste Lebenszyklen eingebettet, nicht entfremdete Arbeit, konzentriert auf das Wesentliche, frei von der sekundären Scheinwelt des Massenkonsums und den billigen Vergnügungen, *inner-directed*, wie Riesman sagen würde. Bei Ethnologen waren Dörfer auch beliebt. Die Populationen waren handhabbar und hinreichend fremd, aber

5 Heinisch <sup>28</sup>2005 (1960); Saage 2001.

6 Owen 1989; Saage 2002.

7 Wright 1945.

8 Zur Sozialgeschichte europäischer Großstädte Lenger 2013.

auch hinreichend von dieser Welt, so dass man ihre Lebensformen als Kontrastfolie für westliche, kapitalistische Gesellschaften nutzen konnte.<sup>9</sup> Die Überhöhung des Dorfes in England nahm fast fanatische Züge an. Für C. Henry Warren war das eingeschnitten, selbstversorgende Dorf Sinnbild Englands, William G. Hoskins imaginierte Dörfer regelrecht als autopoietische Organismen, die gegen die Moderne bollwerkten.<sup>10</sup> In der Imagination waren Dörfer harmonische Einheiten, Ausschlüsse wurden nicht thematisiert. Denn Dorfbewohner waren deutsch oder englisch oder schwedisch, weiß und nach Geschlecht hierarchisiert. Migranten aus Afrika oder Asien lebten in den Städten. Erst durch die Kriegsflüchtlinge im Zweiten Weltkrieg brach das auf, oder als Migranten in die englischen Dörfer zogen.

Die Sehnsucht, dass sich im Dorf, in der dem Dorf nachempfundenen Gartenstadt, in der der Gartenstadt nachempfundenen Siedlung Gemeinschaften gegen die desintegrativen Tendenzen von Großstadt, Industrialisierung, Kapitalismus und Wegwerfgesellschaft stemmen, das hält sich bis heute. Alles, was man an Makrostrukturen beängstigend findet – das Dorf hütet und beschirmt uns. 1928 hat der Soziologe Leopold von Wiese seine Studenten acht Tage Feldforschung in zwölf Dörfern machen lassen, um Umgangsformen, Individualität, Distanz, Familien und so weiter zu untersuchen. Was sie allerdings nicht gefunden haben, war die Tönnies'sche Gemeinschaft, nirgendwo. Gegenseitige Hilfe haben sie nur im engeren Kreis ausgemacht, dafür unpersönliche, aber tiefe Feindschaften quer durch die Orte, und als Gesamtcharakteristikum: »Besser mein als unser«.<sup>11</sup> Der Volkskundler Utz Jeggle hat die kleinbäuerlichen Sozialverhältnisse als »Terrorzusammenhang« bezeichnet.<sup>12</sup>

**Aus dem Publikum** Als »Not- und Terrorzusammenhang«<sup>13</sup> Das waren auch Notgemeinschaften!

**DRJ** Dieses kritische Bild wurde nur in Ausnahmefällen thematisiert. Wenn man sich dagegen anschaut, was im 19. und 20. Jahrhundert über Städte geschrieben worden ist, dann war das mindestens ambivalent. Städte wurde überwiegend als problematisch, wenn nicht gleich als Schlammgruben der Zivilisation begriffen. Einige dieser Beobachter hatten wir schon behandelt, nämlich die Philanthropen mit ihren »Expeditionen« in die »dunklen Kontinente« der Städte. Eine zweite Gruppe bildeten diejenigen, die städtische Probleme als *technische* Probleme angingen. Da fehlt die in der Großstadtkritik übliche moralische Verdammung, selbst wenn es um Prostitution und Syphilis in Berlin geht.<sup>14</sup> Zwar klingt auch hier die Metapher vom menschlichen »Sumpf« der Großstadt an, der tendenziell die gesamte Bevölkerung bedroht. Die Antwort liest sich allerdings nüchtern. Wenn man den Sumpf nicht austrocknen könne, so werde man ihn »unter Aufsicht stellen, wird ihn umschränken und umwallen, und wird Abzugsgräben und Kanäle anlegen, wohinein die pesthauchenden Agentien ab-

9 Luks 2019; Neidhöfer 2021: 195-201.

10 Hoskins 1949; Warren <sup>5</sup>1947 (1940).

11 Wiese (Hg.) 1928 (Zitat: 26).

12 Jeggle <sup>7</sup>1986 (1977): 219.

13 Jeggle/Ilien 1978.

14 Behrend 1850.

geleitet werden«. <sup>15</sup> Die Syphilis müsse »bis zu den äußersten Quellen ihrer Verbreitung überall verfolgt und [...] endlich wohl *ganz ausgerottet* oder wenigstens so *weit gemildert* werden, daß ein kräftigeres, gesunderes, von so mannigfachem Siechthume befreietes Geschlecht erwachse«. <sup>16</sup> Statistiker waren noch leidenschaftsloser, wenn sie die Differenz zwischen Stadt und Land zu bestimmen versuchten oder die Populationsdichte in den Städten prüften. <sup>17</sup>

**WvA** Das sind nicht gerade die Klassiker der Stadtliteratur, möchte ich festhalten.

**DRJ** Nein, viele dieser Klassiker waren Verdammungstexte. Eines der Referenzwerke ist natürlich Wilhelm Heinrich Riehls »Land und Leute« von 1854, in dem Riehl einen ganzen Katalog der Stadtkritik entwarf: unnatürliches Wachstum, Bürokratisierung, Proletarisierung, Spekulation, Landflucht, Vereinzelung, Uniformität und so weiter. <sup>18</sup> Noch radikaler war Honoré Frégiers »Ueber die gefährlichen Classen der Bevölkerung in den großen Städten«. Das Buch handelte von Paris, war seinerzeit, 1840, aber rasch ins Deutsche übersetzt worden. Frégier wollte der Administration, bürgerlichen Philanthropen und »verständigen« Arbeitern Mittel an die Hand geben, die gefährlichen Klassen zu bessern, Moralisten Material, das Laster in seiner Vielfalt zu studieren. Er hat die dunklen Zonen offenbar nicht selbst bereist, sondern sich auf die Berichte hoher Polizeibeamter verlassen. Seine moralische Topographie von Paris enthält im Grunde nur enge, schmutzige, feuchte, dunkle Gassen, hineingeschnitten zwischen die geschwärzten Mauern hoher Häuser mit den schummrigen Butiken der Schnaps Händler, Garköche und Weinwirte. Bevölkert wird der Raum von zynischen Lumpensammlern und Verbrechern, mehr noch aber von eigentlich respektablen Arbeitern, Mädchen oder Studenten, die freilich allesamt an Versuchungen zugrunde gehen und ihre Umwelt abwärts mitreißen. Die Wohnungen sind Kloaken, die diesen menschlichen Morast aufnehmen. <sup>19</sup>

Später wurden die Städte für den demographischen Niedergang des deutschen Volkes verantwortlich gemacht. Georg Hansen entwarf 1889 eine Art Kaskadentheorie: Idealerweise strömt der Bevölkerungsüberschuss des Landes in den Mittelstand der Städte, dessen Überschuss in die Unterschichten, deren Überschuss ins Militär. Nun aber sorgt der Warenexport für hohe Löhne, die Industrie zieht Arbeiter an, die viele kinderreiche Ehen schließen, statt ins Militär zu gehen. Dann kann die Industrie die Arbeiter nicht mehr aufsaugen, die Untüchtigen werden gesiebt und in eine wachsende Armee der Vagabunden und Landstreicher abgegeben. Zugleich vernichtet der Mittelstand den Bauernstand, indem er ihn finanziell stranguliert. Das beschleunigt den Strom in die städtischen Mittelschichten, die zu höchster kultureller Leistung aufblühen, weil der Konkurrenzkampf nur die Besten fördert. Mit der Vernichtung der Bauern versiegt der Strom, die Konkurrenz nimmt ab und die Untüchtigen machen sich auch im Mittelstand breit. Die Schwindsucht erfasst das ganze Volk. <sup>20</sup>

15 Ebd.: 223.

16 Ebd.: 294 (Hervorh. im Orig.).

17 Z. B. Fürst 1930; Hasse 1891; Horstmann 1938.

18 Riehl 1854.

19 Frégier 1840.

20 Hansen 1915 (1889).

**WvA** Nun, das klingt gewiss interessant, lieber Herr Dr. Jag, abgesehen davon, dass sich mir die Zusammenhänge dieser Bewegungen nicht ganz erschließen. Widerspruchsfreiheit dürfte freilich nicht im Zentrum gestanden haben. Die Frage, die sich mir jedoch aufdrängt ist, wie repräsentativ das war?

**DRJ** Solche Studien haben Dörfer und Kleinstädte als gemächlich lebende, sozial integrierte Organismen beschrieben, Großstädte dagegen als riesige Pumpen, die das Blut aus dem Lande saugten, weil sie selbst vollkommen steril seien. Sie wurden als »Würgerin jungen Lebens« bezeichnet,<sup>21</sup> sie saugten angeblich »wie ein Vampyr alle begabten Menschen, oft gerade die gesunden, kräftigsten und wertvollsten Menschen vom Lande in die Stadt hinein, um sie dann dort in 1 bis 2 Generationen zu vernichten.«<sup>22</sup> Wenn der berühmte Rassenkundler Hans F. K. Günther 1939 in den Städten überreizte, form- und abstandslose, neugierige, klatschsüchtige Menschen als Herdentiere labilen Wesens ausmachte, dann war das nur die besonders simple Fassung einer viel älteren Stadtkritik. In den Städten, so lautete sein Verdikt bereits 1934, habe sich der Mensch in der von ihm geschaffenen Umwelt selbst zum Haustier gemacht.<sup>23</sup>

Vordergründig wurden in diesen Texten fast immer aufwendige Statistiken erstellt, um die Thesen zu beweisen, tatsächlich aber funktionierten sie vor allem über Analogien und Metaphern: die Blutpumpe; der See, dessen ruhige Oberfläche die dramatische (demographische) Strömung verbirgt; das Landleben als gemächlicher (demografischer) Fluss; der schnelle Menschenverbrauch der Stadt wie ein »reißender Strom, der seine trüben Fluthen in rasendem Laufe zum Ozean der Vergänglichkeit, zum Nirvana hinausträgt«;<sup>24</sup> die Gänsemästung oder Käfigneurosen von Zootieren als Analogie zur Unfruchtbarkeit der Kulturmenschen. Nichts war den Kritikern zu schade: Der Jahreslauf bedeute dem Städter nichts mehr, die Wetterbeobachtung sei massiv entdifferenziert in »Gut« (für Ausflüge) und »Schlecht« (Regen). Der Städter sei nur noch wohn-, nicht jedoch sesshaft, also heimatlos. Die Arbeitsteilung zerstöre das »Sich-zu-helfen-wissen (resourcefulness)«<sup>25</sup> – oh ja, die amerikanische Stadtsoziologie wurde in Deutschland durchaus rezipiert. Der Städter passe sich nicht bedachtsam der Natur an, sondern beherrsche sie, doch bei Katastrophen erleide diese Selbstsicherheit kläglich Schiffbruch. So wurde die Stadtbevölkerung zutiefst pessimistisch als eine Entwicklungslinie, als ein historischer Prozess konstruiert, der vom wertvollen, aber bedrohten Bauernstand über das Ferment der Zersetzung, den Mittelstand, hinführte zu einem angeblich bald dominierenden biologischen Zerfallsprodukt im Schlamm der Städte.<sup>26</sup> »Ein Volk wird auf dem Lande geboren und stirbt aus in den Städten«,<sup>27</sup> das ist einer von diesen Aphorismen, den man am Schluss dicker, eindimensionaler Bücher mitnehmen darf. Die Großstadtfeindschaft war in Deutschland deutlich ausgeprägter als in Großbritannien oder Frankreich. Der Antiurbanis-

21 Helmut (Hg.) 1934 (1933): 46.

22 Gütt 1934 (1933): 55.

23 Günther 1934 & 1939.

24 Ballod 1897: 68.

25 Günther 1939: 58.

26 Z.B. Grimm 1929; Heitmann 1921 (1920); Hufeland 1805 (1796); Mayer 1926; Muckermann u.a. 1927; Theilhaber 1913.

27 Günther 1939: 618.

mus drückte die fundamentale Feindschaft gegenüber der Moderne aus. Und nur in Deutschland war man derart *besessen* von den angeblich verheerenden demografischen Effekten der Großstädte – obwohl die Engländer das auch thematisierten.<sup>28</sup>

**Aus dem Publikum** »Berlin – Die Sinfonie der Großstadt« von 1927? Man kann die Stadt doch kaum positiver darstellen!

**WvA** Ich nehme an, dass die großstadtkritischen Züge im Klima der agrarromantischen Blut-und-Boden-Rhetorik des »Dritten Reichs« so richtig zum Tragen kamen? Andererseits... im nationalsozialistischen Deutschland spielten Städte eine wichtige Rolle, München, Berlin, Nürnberg... Aber das Dorf wurde ebenso beschworen. Man müsste auf die Dorfplanung hinweisen, denke ich.

**DRJ** Aber in den 1930er Jahren war klar geworden, dass die Großstädte und hochindustrialisierte Zonen wie das Ruhrgebiet eine Tatsache des modernen Lebens geworden waren. Es gab mehrere Strategien, damit umzugehen. Volkskundler meinten herausgefunden zu haben, dass beispielsweise Mannheim oder Nürnberg sozial, mental und brauchtumsmäßig fest in ihrer ländlichen Umwelt wurzelten, oder dass die Industriestädte des Reviers kinderreicher, gesünder, jugendlicher und ländlicher waren als die übrigen Großstädte.<sup>29</sup> Versippungsanalysen wollten belegt haben, dass trotz Zuwanderung das Blut der Duisburger Familien im Wesentlichen »westlich« geblieben sei, auch wenn 50 % als gemischt gelten mussten und in 37 % östliches Blut eingedrungen sei.<sup>30</sup> Wohnungen in großen Agglomerationen zeigten angeblich einen deutlichen Unterschied: Im germanischen Raum hätten sich in den Großstädten Ein- und Zweifamilienhäuser gehalten, im romanischen Raum dagegen die großen Massenmietfhäuser entwickelt, in denen elende Wohnungen mit prächtigen Fassaden drapiert wurden.<sup>31</sup>

Großstädte konnten deshalb durchaus in den »germanischen Volkstumskampf« integriert werden. Es wurden eine ganze Reihe beruhigender Untersuchungen veröffentlicht. Eine besagte, dass die großstädtische Umwelt die Landflucht weniger stark begünstige als früher angenommen. Letztlich gebe immer die Stammesveranlagung den Ausschlag, wie sich ein Mensch in der Großstadt entwickle.<sup>32</sup> Der Politiker und Publizist Willy Hellpach hatte die große »ethnoplastische Leistung« der Großstadt herausgearbeitet, die die Zuwanderer aus den verschiedenen Teilen des Reichs sprachlich und damit »das Gesamtvolk über alle landschaftlichen Individuationen und Abtönungen hinweg« zusammengeführt, zugleich aber das Landschaftliche, die Lokalfarbe und den Regionalcharakter bewahrt habe.<sup>33</sup> Der Leiter der »Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet«, Wilhelm Brepohl, verfolgte die Genese des »Ruhrstammes«, und das meinte die Verschmelzung ostdeutscher, westdeutscher und slawischer Bevölkerungsgruppen im Laufe der Industrialisierung. Das Ruhrgebiet bewies ihm zufolge seine Assimilations- und Absorptionskraft, indem es das Fremde aufnahm und

28 Lees 1985: 82f., 89f., 142f.

29 Kollnig 1938; Rumpf/Behringer 1940.

30 Waterkamp 1941.

31 Heiligenthal 1937.

32 Huth 1941.

33 Hellpach 1939: 108.

den »Ruhrmensch« entstehen ließ, der einen neuen Typus des »Industriemensch« darstellte. Er erzählte die »Sozialgeschichte des Ruhrgebiets« in den uns mittlerweile bekannten drei Schritten: Nach einer Welt, in der die Menschen »kastenfest, störungsfrei in sich gesichert, vollkommen solide, auch wenn sie arm waren«, lebten,<sup>34</sup> zog eine neue Zeit herauf, die selbst Goethe nicht erahnt habe.

**Aus dem Publikum** Na, das muss dann was heißen.

**DRJ** Sie zeichnete sich durch »Desintegration«, »Dislozierung«, Dissoziierung« und »Chaos« aus. Seit Ende des Ersten Weltkrieges seien Ansätze einer neuen Ordnung erkennbar.<sup>35</sup> Desintegration enthielt für Brepohl schon die Ansätze zu einer neuen Ordnung. Schlecht war es, wenn die Arbeiter durch ausbeuterische Unternehmer in den Kommunismus gezwungen wurden. Gut war die Ordnung, wenn das System den Arbeiter zum zufriedenen Kleinbürger werden ließ, der nichts entbehrte, weil er nicht zu viel wünschte und alle Hoffnungen auf das zukünftig bessere Leben seiner Kinder projizierte. Das Ergebnis seiner Forschungen waren die rassische und soziale Harmonisierung der Ruhrgebietsbevölkerung und der Nachweis, dass die »Industriemensch« keine Proletarier seien.<sup>36</sup> Im Gegenteil: Der Arbeiter pflege sich im Alter »zu dem dörflichen Menschen zurückzubilden, der unter der städtischen Aufmachung des Industriemensch noch verborgen ist.«<sup>37</sup> Viele Rezensenten waren erstaunt, dass die Industriebevölkerung keine graue, ungliederte Masse sei. Brepohl habe mit alten Klischees und Vorurteilen über das Ruhrgebiet aufgeräumt, schrieben sie.<sup>38</sup> Zu seinem 70. Geburtstag hatte er sich den Titel »Vater des Volkes an der Ruhr« erworben.

**WvA** Hoppla!, möchte ich etwas salopp ausrufen. Das klingt mir nach einer beeindruckenden Synthese von rassischem Denken und Realismus. Was machen die Polen und andere Migranten in dieser Geschichte, denn deren »Minderwertigkeit« hatte die Rassenkunde doch angeblich belegt?

**DRJ** Verschmolzen. Aufgegangen in einem neuen »Rassenschlag«, der Teil des deutschen Volkes wurde. Es ist in der Tat faszinierend, solche Bücher zu lesen, weil sie sehr gewissenhaft eine Menge Material durcharbeiten und präsentieren und mit überkommenen Vorstellungen brechen – und es ist unübersehbar, wie sie Weltanschauung an Welt anzunähern versuchen. Widersprüchlich waren sie auch. Brepohl etwa hatte 1940 noch vom »biologischen Flugsand« gesprochen, der aus dem Osten herüberwehe.<sup>39</sup> Um einen eher schrillen Eindruck zu geben: Hellpach, der eigentümlicherweise als Liberaler gilt, hatte sich ganz in die damaligen Annahmen der Rassenanthropologie eingeschrieben, also dass Angehörige der »nordischen Rasse« überwiegend langköpfig, blond und hellhäutig sind. Nun wollte er wissen, ob die Stadt in dieser Beziehung einen Einfluss auf den Körperbau ausübte, ihn also umzüchtete, in der Diktion Elisa-

34 Zit. n. Etzemüller 2001: 209.

35 Brepohl 1948 & 1957; ähnlich Braun 1960.

36 Brepohl 1940 & 1948.

37 Brepohl 1940: 39 (Hervorh. im Orig.).

38 Sozialforschungsstelle 1961, H. 2: 31-46.

39 Brepohl 1940: 38.

beth Pfeils. Die empirischen Daten seien kaum valide, musste Hellpach zugeben. Immerhin könne man begründet das »Blauviolett-Trübe und [die] Ultraviolett-Nacht des Großstadtdaseins« als Parallele zum Lichtentzug der Grünpflanzen denken. Die führe nicht bloß zu Entgrünung, sondern zu Überlängenwachstum. Bei den Menschen werde eine artinnere Entwicklungstendenz (das Längerwerden der gesamten Bevölkerung) durch entartende Einflüsse (den Aktivstrahlenmangel) übersteigert. Das führe zu einer widerspruchsvollen Kombination größerer Körper- und Kopflänge mit dunklerer Färbungstendenz, also einer rassischen Antinomie. Es träten phänotypische Konstituierungen und genotypische Mutationen auf, die als »lebensnormwidrig« anzusehen seien. Dann brach er seine Überlegungen einfach ab und schloss, dass die massiven Kenntnislücken auf die Dringlichkeit der Großstadtforschung hinwiesen.<sup>40</sup>

**WvA** Machen Sie, werter Herr Dr. Jag, mit solchen Zitaten die Leute nicht lächerlich? Was soll das bringen. Ich würde es verstehen, wenn Sie einer derjenigen wären, die als »Pseudowissenschaft« denunzieren, was ideologisch verdächtig oder misslich ist. Doch so einfach machen Sie es sich ja nicht.

**DRJ** Was wollen Sie tun? Das, was wir heute für absurd halten, finden wir in solchen Texten zu Hauf. Lesen Sie Ilse Schwidetzky über den Städertypus: genau dasselbe. Sie kommt zu ähnlichen Befunden wie Hellpach und gibt am Ende ebenfalls zu, dass empirisch nichts, aber auch gar nichts gesichert sei. Ganz im Vorbeigehen erwähnt sie, dass als Stadt bislang ohnehin nur Breslau rassenanthropologisch untersucht worden war.<sup>41</sup> Hellpach ging davon aus, dass es einerseits stadtbrebe Rassen gebe, die zwanghaft noch den kleinsten Flecken Land in »Stadt« verwandelten, andererseits »im Urgrund hofstrebige[e]« Rassen, bei denen nur sehr wenige Angehörige stadtsüchtig seien.<sup>42</sup> Für Erich Keyser gingen die unverwechselbare Berliner, Wiener oder Hamburger Art auf Erbanlagen, also die »volkliche und stammliche Herkunft der Bürgerschaft«, zurück.<sup>43</sup> Hermann Mitgau wiederum belegte, dass der »Flugsand«, der vom Land in die Städte wehte, sich innerhalb von drei Generationen organisch umformen und der Stadt anpassen könne, so dass wieder stabile Geschlechter »als fester Volkskern, als Träger eines überpersönlichen sittlichen Gemeinschaftsbewußtseins« entstünden.<sup>44</sup>

Das waren Argumentationen, die ernst genommen wurden, und das müssen wir akzeptieren. Interessant ist doch, was sie imaginiert haben und wieso das gezogen hat! Sie mussten die Stadt neu bewerten und zogen alle Register. Wichtig war da der Begriff der »Siebung«. Habitat und Rasse finden durch Siebung zueinander. Rassenanthropologen wollten in einer aufwendigen Untersuchung Breslaus festgestellt haben, dass ostische und dinarische Rassenanteile gehäuft in den einfachen, nordische dagegen in den höheren Berufen zu finden seien. Soziale Aufsteiger zeigten ebenfalls deutlich größere nordische Anteile. Die Stadt siebte und zog diejenigen, die ihr schon ähnelten, aus dem Land heraus. Die Berufe siebten ebenfalls und bekamen das ihnen korrespondierende Material. Und dann formte die Stadt die Menschen physiogno-

40 Hellpach 1939: 56.

41 Schwidetzky 1944.

42 Hellpach 1941: 87.

43 Keyser 1941: 81.

44 Mitgau 1941: 339, 361, 363 (Zitat: 363 [Hervorh. im Orig.]).

misch weiter, so dass das geübte Auge rasch erkennen konnte, wer in die Stadt gehörte, in welchen Beruf und in welche Leistungsgruppe.<sup>45</sup> Noch einmal Hellpach: »Ohne je zu vergessen, daß es sich um recht kleine Abstände handelt, die nur bei sehr weitausgreifenden, riesige Bevölkerungen erfassenden Untersuchungen an den Tag kommen und als ›Durchschnitte‹, als Regelbestände faßbar werden, läßt sich also aussagen, daß die *Landbevölkerung* im ganzen *kleiner, rundköpfiger, hellfarbiger* als die *Stadtbevölkerung im Ganzen*, die *Oberschicht dieser Stadtbevölkerung* aber *größer, langköpfiger* und *hellfarbiger* als die *Unterschicht* ist. Es hat das Land mit der Kleinleuteschicht der Stadt die geringere Körperlänge und den runderen Schädel, jedoch mit der städtischen Oberschicht die hellere Farbigkeit, es hat die ganze Stadtbevölkerung gegenüber dem ganzen Lande die größere Körperlänge und den längeren Schädel gemeinsam.«<sup>46</sup> Da wurden Stadt und Oberschichte über anthropologische Merkmale in die nordische Rasse eingeschrieben, während sich das Land und die Unterschichten als eher »ostisch« charakterisiert sahen.

**WvA** Nun kann ich Ihnen bedauerlicherweise nicht mehr ganz folgen, Nun klingt es so, als hätte die Landflucht plötzlich Sinn gemacht, weil die Städte sich ihre Bewohner entsprechend biologischer Gesetze herangezüchtet hätten? Sie wären »nordischer« geworden? Demnach wären die Menschen auf »volksbiologisch« sinnvolle Weise umpflanzte worden, dagegen spräche jedoch, dass zahlreiche Menschen in die Elendsviertel der Städte absanken. Altstädte waren bis in die 1970er Jahre in vielen Ländern zumeist feuchte und verfallene »Habitats«, wie Sie sagen. Begrüßten nicht deshalb die Stadtplaner in allen Ländern die Bombenhagel, weil genau diese Viertel abgeräumt wurden? Le Corbusier schrieb seiner Mutter: »Saint-Dié wurde innerhalb von drei Tagen systematisch zerstört. Eine sehr schöne Aufgabenstellung.«<sup>47</sup> Ich erinnere an Ihren Architekten vor der Tafel.

**Einwurf aus dem Publikum** So hat der kleine Mann auch gedacht. In England schrieb jemand 1951: »Hitler did a good job when he blew up my parent's house in Portsea. I wouldn't change this [eine Neubauwohnung] for anything.«<sup>48</sup>

**DRJ** Eben. Ebenezer Howard hatte noch die Idee gehabt, die Großstädte vollständig aufzulösen und durch Gartenstädte zu ersetzen. Man hat aber schnell gemerkt, dass das nicht realistisch war, und dann begannen die großen Stadtsanierungsprojekte. Aber es ist ja ohnehin nicht so sehr interessant, ob diese anthropologischen Stadtdeutungen realistisch sind, sondern wie Städte aus der Not heraus positiv gedeutet werden konnten. Wenn man es auf Widerspruchsfreiheit innerhalb eines Korpus derart heterogener Texte anlegt, wird man vielleicht sagen können, dass Städte insgesamt positiv gesehen werden *konnten*, die Elendsquartiere dagegen zumeist definitiv nicht. Andreas Walthers Buch »Neue Wege zur Großstadtsanierung« von 1936 wird immer wieder als paradigmatisch zitiert. Er hat gewissermaßen die rassenanthropologischen Studien in eine Regieanweisung für die Sanierung Hamburgs verwandelt. Ich

45 Eickstedt (Hg.) 1941; Mitze 1937; Rudder (Hg.) 1940.

46 Hellpach 1939: 27 (Hervorh. im Orig.).

47 Weber 2022 (2008): 502.

48 Zit. n. Kynaston 2010: 59.

zitiere: »In den gemeinschädigenden Regionen der Großstädte gibt es gehäuft hoffnungslose Fälle, die wie ein Geschwür am Volkskörper weiterwuchern, wenn sie nicht herausgesucht und am Weitergeben ihrer Krankheitskeime und Defekte verhindert werden.«<sup>49</sup> Was da in Hamburg herumgelaufen sein soll, gemeinschädliche Asoziale, Dissoziale, moralisch Minderwertige, biologisch Defekte, Zuhälter, Prostituierte, Homosexuelle, Arbeitsscheue, Querulanten, Wohlfahrtsbetrüger, Erbkrüppel. Sie nisteten in Hinterhäusern, Absteigestraßen, Winkeln, grauen Höfen oder infizierten Häusergruppen. Die Wohnstätten der Kommunisten fielen mit den Brutstätten des Verbrechens zusammen, wenn man Walther Glauben schenken mag, während die ordentlichen Arbeiter, die sozialdemokratisch gewählt hatten, offenbar respektabel wohnten. Die, die aus »eingelagerten gemeinschädigenden Kern- und Streuregionen« auszogen, »trugen Ansteckung in bisher gesunde Gebiete, so daß man selbst in baulich besten neuen Miethäuserblocks, ja in fast ländlichen Randsiedlungen Nester asozialer Menschen findet«.<sup>50</sup> Das erinnert mich an die Beschreibung einer Choleraepidemie. Man müsse, so Walther, den »trotz asozialer Umwelt gesund Gebliebenen, also gegen großstädtische Verderbung in besonderem Maße Immunen«, helfen und »die nur Angesteckten in gesunde Lebenskreise verpflanzen; die nicht Besserungsfähigen unter Kontrolle nehmen; das Erbgut der biologisch hoffnungslos Defekten ausmerzen.«<sup>51</sup>

**Aus dem Publikum** Der war ja regelrecht von Putzsucht befallen!

**DRJ** Allerdings hatte Honoré Frégier 1840 dieses Problem der Extralegalität ähnlich gesehen: »Die armen und lasterhaften Classen sind immer die produktivsten Pflanzschulen aller Art von Verbrechern gewesen und werden es stets sein.«<sup>52</sup> Doch die Administration sei entwaffnet, schrieb er, solange die Ausschweifungen des lasterhaften Menschen nicht die Ordnung störten und sich die strafbaren Taten der Gerichtsbarkeit im Verborgenen der Wirtshäuser entzögen. Das ist eben die Konsequenz der Schlamm-Metaphorik. Nicht Baumans Gärtner, sondern der Kanalarbeiter rückt an.

**Aus dem Publikum** Frégier zog freilich *nicht* die Konsequenzen, die später die Nationalsozialisten ziehen sollten!

**DRJ** Das stimmt. Es gab zudem schon im 19. Jahrhundert eine Reihe von Autoren, die von den Verdammungsgeschichten nichts hielten. Sie widerlegten statistisch die These der Unfruchtbarkeit der Großstädte, die simplen Landfluchttheorien, Georg Hansens Thesen oder den angeblich verderblichen Charakter der Großstädte. Sie bezeichneten die Städte als soziales Problem, das man gleichwohl nicht negativ überzeichnen dürfe, als unabdingbaren – wenn auch reformbedürftigen – Teil der Hochkultur oder gar als Voraussetzung für die westliche Demokratie.<sup>53</sup> Großstädter, Kleinstädter und Land-

49 Walther 1936: 4.

50 Ebd.: 4, 24.

51 Ebd.: 4.

52 Frégier 1840, Bd. 1: 13.

53 Allendorf 1901; Bücher u.a. 1903; Heberle/Meyer 1937; Kuczynski 1897; Leinert 1925; Prinzing 1906: 244-259; Weber 1899; Weber 1908; s.a. Lees 1985: 189-255.

bewohner bildeten eine Solidargemeinschaft, alle seien aufeinander angewiesen.<sup>54</sup> Industriestädte seien (anders als Großstädte) volksbiologisch als »Städte der Jugend anzusehen«.<sup>55</sup> Dort sei auch der Landbau besonders ausgeprägt. Nehmen Sie die amerikanischen Stadtsoziologen, die auf Aberhunderten von Seiten sämtliche Aspekte der Stadt nüchtern zu erfassen suchten.<sup>56</sup> Oder es wurden Schönheit und Geräuschkulisse der Großstadt hymnisch als Märchen, Heimat oder als »Mutter, die täglich überreich verschwenderisch ihre Kinder mit immer neuem Glück überschüttet«,<sup>57</sup> besungen. Da wurde die Stadt eindeutig im Sinne der Gestalttheorie als ein Gesamtkunstwerk gesehen. Die hässlichen Ecken waren Ecken, und mehr nicht. Nein, es gab schon zwiespältigere Urteile. Adolf Weber schrieb 1908, dass man die Großstadt nicht zu düster zeichnen, aber auch nicht beschönigen solle. Immer wieder gebe es Lichtungen, »die herausführen aus dem Großstadtelend, aus dem Gestrüpp der Großstadtnot.«<sup>58</sup> Das kann man sich fast bildlich vorstellen, die Schlammviertel, die sich auf breite, saubere Boulevards öffnen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist die Stadtkritik weitgehend<sup>59</sup> verstummt, jedenfalls die Kritik, dass die Städte schlechthin verderblich seien.

**Verschiedene Stimmen aus dem Publikum** »Tod und Leben großer amerikanischer Städte«! »Die gemordete Stadt«! »Die Unwirtlichkeit unserer Städte«!

**DRJ** Das war ein Abgesang auf den funktionalistischen Städtebau, aber keine Kritik an der *Existenz* der Stadt an sich mehr. Nur noch an grotesken Fehlplanungen in großem Maßstab. Das waren die 1960er Jahre. Davor: wahlweise Zersetzung oder neues Werden. Dieses Changieren zwischen Kritik und (verhaltenem) Optimismus war keine deutsche Eigenart.<sup>60</sup> Aber diese *Imaginationen* der Stadt, die nur zum Teil mit der sozialen Realität zu tun hatten...

**WvA** Nur zum Teil? Entschuldigen Sie den irritierten Einwurf.

**DRJ** Die Lebensbedingungen waren real, die demografisch-anthropologischen Szenarien teils reine Phantasie, teils Ideologie, die Korrelation von Rasse, Raum und sozialer Position, die Umformungstheoreme...

**WvA** Aber die Landflucht war real, das wollen Sie nicht bestreiten, nehme ich an?

**DRJ** Aber sie war damals nicht katastrophal – außer für diejenigen, die in den Städten unter die Räder kamen. In diesen *Imaginationen* der Stadt als »Moloch« oder zumindest suboptimalem Gebilde jedenfalls wurzelten die großen Projekte zum Umbau der Städte. Durch Umbau und Reform sollten Einseitigkeitsverhältnisse korrigiert werden, Landflucht, Geburtenschwund, spezialisierte Begabungen, was auch immer.

54 Mayr 1903: 138.

55 Vietinghoff 1939: 28.

56 Z.B. Bergel 1955; Davie 1932; Muntz 1938.

57 Endell 1908: 23.

58 Weber 1908: 133; s.a. Rumpf 1931/32.

59 Aber nicht ganz – Vogler/Kühn (Hg.) 1957, Bd. 1: 333–562.

60 Joll 1993; Lees 1985.

Das Thema des Equilibriums taucht auch hier auf. Die Verhältnisse mussten wieder in Balance gebracht werden. Ich habe neulich noch einmal den schönen Aufsatz von Helmut Schelsky gelesen: »Ist der Großstädter wirklich einsam?«, von 1956. Seine Antwort lautete: Nein,<sup>61</sup> die Großstadt sei eine optimale Umwelt, Kleinstadt oder Dorf erlegten dem Städter viel mehr Belastungen auf, nämlich »kleinräumige Sozialverhältnisse mit ihrer aufdringlichen menschlichen Nähe und ihrem allseitigen Interesse und gegenseitigen Bekanntheit aller bis in das Privateste hinein.«<sup>62</sup> In der Stadt baue man persönliche Netzwerke auf und könne Nähe und Distanz nach Belieben steuern. Das sei eine kontrollierte Isolation. Arbeiter würden versachlichten Beziehungen in Großbetrieben den Kleinbetrieben vorziehen. Ich finde es bemerkenswert, wie er auf wenigen Zeilen den alten Pessimismus abräumt und das gesamte Gemeinschaftsdenken in Frage stellt: »Die Zivilisations- und Großstadtkritik hat als unbewußten Maßstab ihrer Urteile immer die in kleine Gemeinschaften aufgegliederte und in feste soziale Formen gefügte agrarisch-handwerkliche Gesellschaft vor Augen gehabt.«<sup>63</sup>

**Gewichtige Stimme aus dem Publikum** Dieses Denken war *ihm* vor 1945 wahrlich nicht fremd gewesen, würde ich meinen wollen!

**DRJ** Elisabeth Pfeil hatte ein Jahr zuvor, also 1955, in dieselbe Kerbe gehauen: »Wenn wir schon den heutigen Großstädter wesentlich stärker verwurzelt fanden, als man es gemeinhin vom Großstadtmenschen denkt, so sehen wir den künftigen Großstädter nicht als entwurzelten Menschen, sondern, wie er inmitten der Anonymität der Großstadt im Kreis der weiteren Verwandtschaft, im selbst gewählten oder von Jugend her gewachsenen Freundeskreis steht, und wie er endlich – gute Nachbarn *hat* und ein guter Nachbar *ist*.«<sup>64</sup> Die Menschen der Großstadt seien keine undifferenzierte, indifferente Masse, sondern wiesen sich voreinander durch kleinste, unscheinbare Zeichen aus – dem, der diese Zeichen zu deuten vermochte. Das Interesse an Mitmenschen sei selektiv und werde fokussiert.<sup>65</sup> Der amerikanische Soziologe Robert C. Angell schrieb 1951: »Like a mighty ice sheet working its way southward from the pole, the city way of life gradually and irresistibly encroaches upon the hinterland. For good or ill the city dominates the future.«<sup>66</sup> Um offen zu sein, klingt das ja fast schon wie ein Schicksal, dem man nicht mehr entgehen konnte. Dann wollte Angell die Bedingungsfaktoren der moralischen Integration der Stadt bestimmen. Mich erinnert das an die »haltenen Mächte« von Freyer.

## Sozialforschung

**DRJ** Interessanterweise ging die bemerkenswerte Deradikalisierung der Stadtkritik in der frühen Bundesrepublik maßgeblich von denjenigen aus, die vorher dem Nationalsozialismus nahestanden hatten. Eine Reihe prominenter Soziologen haben sich

61 Schelsky 1965 (1956).

62 Ebd.: 307.

63 Ebd.

64 Pfeil 1955: 126 (Hervorh. im Orig.).

65 Ebd.: 123; s.a. Anderson 1959.

66 Angell 1951: 1.

im Umfeld der Sozialforschungsstelle in Dortmund eingefunden und wichtige Großstadt-, Gemeinde- und betriebssoziologischen Studien aufgelegt.<sup>67</sup> Die Forschungsstelle war sozusagen die demokratisierte Konsequenz der Tat-Ideologie.

**WvA** Erlauben Sie mir eine Nachfrage. Zu Beginn des Gesprächs übertrugen Sie Hans Freyers Nachkriegsbegriff der »haltenden Mächte« wie im Vorbeigehen auf die Zwischenkriegszeit und sogar das 19. Jahrhundert. Überall habe man nach ihnen gesucht. Das scheint mir zu ungenau. Sie zu suchen, war eine leicht resignierte Haltung der Nachkriegszeit, also eigentlich das Gegenteil dezisionistischer Akte. War es nicht so, dass die Epoche der radikalen »Tat« vorbei und diskreditiert war, und nur weil man eine Kontinuität der Probleme ausmachte, wurde nun die »Tat« durch die »haltenden Mächte« abgelöst? Ist es zulässig, möchte ich Sie fragen, den Begriff eines sehr besonderen Autors einer besonderen Zeit auf die gesamte Moderne auszudehnen?

**DRJ** Technik als neue Bedrohung ist hinzugekommen. Nicht mehr die Schreibmaschine, die Mädchen zu Anhängseln macht, sondern Systeme.<sup>68</sup>

**Stimme aus dem Publikum** Betrifft das nur Deutschland oder auch andere Länder? Sie reden hier nur über Deutschland. Chandigarh, Brasilia, da wurde ungetrübt dezisioniert! In Skandinavien wohl auch.

**DRJ** Die haltenden Mächte sind in der Tat in der westdeutschen Nachkriegszeit populär geworden. Aber ich denke, Freyer hat mit dem Begriff einen wesentlichen Zug der Moderne insgesamt identifiziert. Insoweit kann man den Begriff zur Beschreibung eines Sachverhaltes nehmen, selbst wenn er in vielen Ländern unbekannt war – die Sache war es nicht. Meine Behauptung ist ja, dass sich die heroische Moderne dadurch auszeichnet, dass sie stabilisieren wollte, das war ihre Grundaufgabe.

**WvA** Grundaufgabe, gut. Jetzt sind Sie endgültig bei Kittsteiners These angelangt. Aber der hätte, wage ich zu behaupten, nie *Stabilität* als Signum der Epoche ausgemacht, eher das Gegenteil.

**DRJ** Aber so war es. Die »Tat« sollte die Dinge mit einem Ruck zurechtrücken. Der radikale Umbau der Gesellschaft, gerne mit großer Geste, sollte Stabilität einziehen. Mit dem »Dritten Reich« hatte man erlebt, wie diese Dynamik entgleisen konnte, und diejenigen, die weder zu den Kulturpessimisten noch den Anhängern der Modernisierungstheorie gehörten, haben sich auf das *piecemeal social engineering* besonnen, so hat Karl Popper die pragmatisch orientierte »Tat« nach dem Krieg genannt, im Gegensatz zum *utopian social engineering*, der totalitären Form der Planung.<sup>69</sup> Popper hat bloß nicht verstanden, dass für die meisten Sozialingenieure, Architekten und Experten im 20. Jahrhundert das *piecemeal social engineering* eindeutig utopische Züge hatte – ich erinnere an die Hell-Dunkel-Gegensätze und die Dreischritte Gestern – Heute – Morgen. Popper hat den Gegensatz von Nationalsozialismus und Sowjetunion her gedacht. Er

67 Adamski 2009; Etzemüller 2001: 196-210; Kändler 2016.

68 Z.B. Anders 1980 (1956); Freyer 1987 (1960); s.a. Berghoff 2000; Passoth 2008.

69 Popper 1991 (1945), Bd. 1: 22-25, 157-168.

war ein Feind *jeder* Planung – wie andere Neoliberale allerdings auch: Planung zerstört jede Form von Freiheit.<sup>70</sup>

**WvA** Poppers Buch erschien 1945. Ich meine, man muss es von diesem Jahr her verstehen. Übrigens nehmen Sie erneut zeitgebundene Begriffe und verallgemeinern sie.

**DRJ** Ich denke, das ist auch in diesem Fall zulässig, weil man mit ihnen Positionen markieren kann, die über Popper hinausgehen. Man darf nicht den Fehler begehen, Poppers Terminologie zu objektivieren. Es *gab* nicht den Gegensatz zweier Planungsformen, sondern mit Hilfe *des Gegensatzes* wurde gerahmt. Popper hat ideologische Begriffe gemünzt, die der tatsächlichen Ambivalenz der Moderne nicht gerecht werden. Freyers Texte waren in Deutschland jedenfalls enorm wichtig, Konservative mit der industriellen Moderne zu versöhnen und das entgrenzte Tatdenken wieder einzufangen und gewissermaßen zu re-zivilisieren. Freyer führte 1955 in der »Theorie des gegenwärtigen Zeitalters« den Begriff der »Sekundären Systeme« ein. Damit wollte er auf die zunehmende Autonomie und Unüberschaubarkeit technischer und sozialer Prozesse aufmerksam machen, die immer stärker in das Leben der Menschen eingriffen und immer weniger kontrollierbar seien. Sekundäre Systeme, so Freyer, zerteilen das Leben des Menschen in Funktionsaspekte und machen ihn zu einem Zahnradchen.<sup>71</sup> Diese Systeme entfremden, wie Freyer in Anlehnung an Marx formulierte, von einer ursprünglichen, gewachsenen Ordnung, in der der Mensch noch als Einheit leben durfte.

Allerdings war seine Pointe, dass dieser Prozess zwar unumkehrbar, aber nicht völlig hoffnungslos sei. Man müsse eben die »haltenden Mächte« pflegen. »Ihre Aufgabe ist es nicht, den weiterstrebenden Prozeß abzubremsen, sondern sich ihm einzuschmelzen und ihm das osmotisch mitzuteilen, was in sekundären Sachsystemen nie wachsen kann: Lebendigkeit, menschlicher Sinn, menschliche Fülle und Fruchtbarkeit.« Von einer Verweigerungshaltung gegenüber der Moderne hielt Freyer gar nichts, denn was »nur beharrt und sich der Veränderung nur widersetzt, spielt in der Geschichte nicht lange mit; Bremsen schleifen sich ab, dann läuft der Wagen erst recht davon.«<sup>72</sup> Der modernen westlichen Gesellschaft wohne ein heimlicher Totalitarismus inne, der strukturadäquates Verhalten erzwingt und nur noch Nischen der Freiheit belasse. Die seien allein in und mit dieser Gesellschaft zu finden, nicht mehr jenseits von ihr, doch sie seien zu finden.

**WvA** Nun, das klingt in meinen Ohren ganz wie ein verspäteter Mumford.

**DRJ** »Verspätet« aus ideengeschichtlicher Sicht, vielleicht. Aus diskursanalytischer? Nur eine zeitlich spätere Formulierung derselben gedanklichen Struktur. Aber jetzt zur Sozialforschungsstelle! Sie wurde im April 1946 gegründet, um die sozialen Verhältnisse in der Industriegesellschaft zu erforschen. Die Mitarbeiter der Sozialforschungsstelle begannen in der unmittelbaren Nachkriegszeit amerikanische Methoden der Sozialforschung zu rezipieren. Auch deshalb nahm sie bald eine führende Rolle in der Industrie- und Betriebssoziologie in der Bundesrepublik und sogar Europas ein.

70 Z.B. Eucken-Erdsiek 1948; Jewkes 1968; s.a. Biebricher 2012; Haselbach 1991.

71 Freyer 1955.

72 Freyer 1987 (1952): 128.

**Dr. Piednote** Deshalb stieg die Rockefeller-Stiftung 1948 in die Finanzierung ein.

**DRJ** Die Sozialforschungsstelle betrieb mit der Zeitschrift »Soziale Welt« und den »Dortmunder Schriften zur Sozialforschung« eine wohldurchdachte, wirkungsvolle Publikationspolitik. Wenn man sich die Namen derer anschaut, die da arbeiteten oder das Institut besuchten, dann war das klangvoll – oder schillernd, wie man will: Hans Paul Bahrdt, Elisabeth Pfeil, Otto Neuloh, Johannes Papalekas, Heinrich Popitz, Wilhelm Brepohl, Carl Jantke, Gunther Ipsen, Hans Linde, Helmut Schelsky, Arnold Gehlen, Otto Brunner, Hans Raupach, Hans Freyer... Das war zum Teil die Creme der »Realsoziologie« aus der Zeit vor 1945, die hier Unterschlupf fand.<sup>73</sup>

Der Ansatz war paradigmatisch wie für viele Experten der heroischen Moderne. Sie behaupteten, strikt ideologiefrei und rein empirisch zu arbeiten – so wie Popper das für das *piecemeal social engineering* gefordert hatte. Ressentimentgeladene »-ismus-Begriffe« wie »Kapitalismus« und ideologische Konzepte wie »Klassenkampf« lehnten die Dortmunder ab, stattdessen, so die Selbstsicht, beobachteten sie die soziale Realität so, wie sie objektiv war. Defekte ließen sich dann zweifelsfrei diagnostizieren und Lösungsvorschläge entwerfen. Der wichtigste Untersuchungsgegenstand waren die drei grundlegenden Sozialformationen der industriellen Gesellschaft, nämlich Betriebe, Familien und Gemeinden, und zwar als Gesamtheit, denn Betriebe endeten nicht an den Werkstoren, sondern umgriffen die gesamte Sozialverfassung einer Industriegemeinde. In ihren Studien setzten sie sich eingehend mit der Lebens- und Arbeitswelt der untersuchten Menschen auseinander, sie fuhren wochenlang untertage oder arbeiteten im Stahlwerk, lebten monatelang in den Ledigenwohnheimen, führten intensive Befragungen durch und besuchten Archive.<sup>74</sup> Das Ziel kann man durchaus als ehrgeizig bezeichnen: Ordnungsgesetze des Zusammenlebens der Menschen erforschen, Verwerfungen in kleinsten sozialen Einheiten identifizieren, Mittel zur Beseitigung der Unwucht finden sowie als *Ergebnis* der empirischen Arbeit eine Theorie der Gesellschaft entwerfen. Erinnert Sie das an die schwedische Enquete zur Bevölkerungsfrage?

**WvA** Natürlich – eventuell aber, weil Sie die Geschichte so erzählen?

**DRJ** (*lacht*) Da die Dortmunder Sozialforscher nicht im Verdacht standen, Sympathien für den Kommunismus zu hegen, hatten sie keinerlei Hemmungen, soziale Ungerechtigkeiten in der Gesellschaft eingehend zu schildern: Das industrielle System richte die Menschen ab. Auf der anderen Seite übten sie keine Systemkritik. Wenn die einzelnen Menschen den Anforderungen der Industriegesellschaft nicht mehr genügen konnten, dann mussten »Störstellen«, »Krankheiten« oder »Brandherde« durch »Entproletarisierung«, »Entmassung« und »Integration« entschärft werden.<sup>75</sup> Betrieb und Arbeitskraft waren nicht optimal aufeinander abgestimmt und die Arbeiterschaft nicht hinreichend in die bürgerliche Gesellschaft integriert. Mit *dieser* »Störung des Gleichgewichts zwischen kapitalistischem Betrieb und nicht-kapitalistischer Umwelt« war »eine typische

73 Linne 1993; Schellhase 1982: 308-321.

74 Popitz u.a. 1957: 215f.

75 Neuloh 1949/50: 10.

Fehlorientierung des Arbeiters im gesellschaftlichen Ganzen verbunden.«<sup>76</sup> Die Dortmunder imaginierten sich in dieser Situation als »Ärzte des sozialen Lebens«,<sup>77</sup> als eine dritte Kraft, die unparteiisch zwischen den Sozialpartnern stand und Therapien anbot. Die haben übrigens alle ihren Marx gelesen. Sie sahen sich als durchaus radikal an. Sie wollten sozialen Probleme nicht einfach bloß flicken, sondern die gesamte Sozialordnung von unten her neu gestalten – *à propos piecemeal* versus Utopie... Die Arbeiter sollten sich dank guter Arbeits- und Lebensumstände zufrieden auf ihren Platz in der Gesellschaft fügen. Diese *Einordnung* führe zu persönlicher *Autonomie!* Carl Jantke formulierte es in historischer Perspektive so: »Je geringer damit seine [des Arbeiters] geistigen und psychologischen Schwierigkeiten wurden, als desto autonomer und selbstbewußter erwies er sich gegenüber einem Betriebszwang [...], desto mehr entwickelte er sich vom Objekt zum Subjekt sowohl im Betrieb als auch im Rahmen des gesamten ökonomisch-sozialen Prozesses der modernen Gesellschaft.«<sup>78</sup> Die historische Leistung des Sozialismus, so Jantke, sei es gewesen, den Arbeitern bewusst zu machen, »daß die handwerkliche und feudale Sozialordnung dem Wesen der industriellen Epoche nicht mehr entsprach. Gleichzeitig lernte man die vom modernen Industriebetrieb ausgehenden Wandlungen als einen unwiderruflichen Prozeß begreifen.«<sup>79</sup>

Für die Studie über »Das Gesellschaftsbild des Arbeiters« (1957) arbeitete und lebten Heinrich Popitz und seine Mitarbeiter wochenlang mit den Befragten, verwarf von vornherein das Klassenkampfkonzept, um dann mit zahlreichen Zitaten zu belegen, dass genau dieses Weltbild das Denken selbst der gemäßigten Arbeiter gründierte. Die Dortmunder ließen sie an ihrem Arbeitsplatz ausführlich zu Wort kommen und ihre Lage schildern, sie legten die Schwächen der Betriebsverfassung, Ungerechtigkeiten in der Sozialversicherung und die Gefahren der Betriebsarbeit bloß. Am Ende hatte die Forschergruppe ein brauchbares Ergebnis: Sie hatte noch in der monotonsten Arbeit Möglichkeiten zur Vielfalt und zum eigenverantwortlichen Handeln entdeckt; die Industriearbeiter seien, trotz Herrschaft der Maschinen, Herren an ihren Arbeitsplätzen.<sup>80</sup> Nur 1 % von ihnen vertrat offensiv den Klassenkampfgedanken, 3 % befürworteten eine grundlegende Reform der Gesellschaftsordnung. 62 % nahmen die Dichotomie zwischen Kapital und Arbeit mehr oder weniger resigniert hin, stellten also keine Gefahr dar, während 34 % ihre marxistische Gesinnung pragmatisch »durch den Gedanken der ›Partnerschaft‹ entschärf[t]en«. <sup>81</sup> Gerade weil diese politisch geschulten Arbeiter das kompromisslose Sendungsbewusstsein weitgehend verloren hätten, besäßen sie Fähigkeit und Legitimation zu vermitteln: selbstbewusst, aber kompromissbereit. Das war die kühne Pointe, als Leistung des Sozialismus bloß einen Bewusstwerdungsprozess der Arbeiter zu würdigen. Die Geschichte schritt nicht Richtung Revolution, sondern gerade die *revolutionären* Subjekte, marxistisch geschulte Arbeiter, waren mit einem Realitäts-sinn gesegnet, der sie in die *bürgerliche* Sozialordnung führte. Hilfe leisteten ihnen die Dortmunder, die als »Ärzte« diagnostizierten und als »Handwerker« reparierten. Das waren die beiden Metaphern, die immer wieder bemüht wurden.

76 Jantke 1950/51: 17.

77 Neuloh 1949/50: 13.

78 Jantke 1950/51: 18.

79 Ebd.: 17.

80 Popitz u.a. 1957; Popitz/Bahrtdt/Jüres 1957.

81 Popitz u.a. 1957: 237.

Wenige Jahre zuvor war Carl Jantkes »Bergmann und Zeche« erschienen. Da war das Ergebnis ähnlich, also *kritisch*, weil die Studie Missstände schonungslos benannte, *systemkonform*, weil sie bloß Mängel beseitigen wollte.<sup>82</sup> Wir hatten Wilhelm Brepohls Vorstellungen eines »Ruhrvolkes« erwähnt. Eine Studie zu Dortmund unter der Leitung von Gunther Ipsen hatte zum großen Erstaunen der Rezensenten gezeigt, dass die Großstadt nicht bloß von einer entseelten Menschenmasse behaust wurde. Die Bewohner gingen soziale Beziehungen miteinander ein; sie wurden durch die Stadt in einer neuen Sozialordnung organisiert. Das war ebenfalls affirmativ, räumte jedoch mit damals verbreiteten Vorurteilen über urbane Räume auf.<sup>83</sup> Diese Haltung bewahrte die Dortmunder Sozialforscher davor, das Gesellschaftssystem insgesamt in Frage stellen zu müssen.

**Aus dem Publikum** Reine Sozialklempterei! Was war denn daran »ideologiefrei«?!

**Dr. Piednote** Dasselbe hat der Soziologie Herbert Gans 1967 über die amerikanischen »Levittowns« herausgefunden, Inbegriff der konformistischen, vermassten Schlafstadt.<sup>84</sup>

**DRJ** Immerhin war ihnen klar, dass sie nicht voraussetzungslos beobachteten, sondern dass ihre Sozialisation, die Verwendung von Idealtypen sowie Theorien die Beobachtung prägten. Aber sie meinten, durch die explizite Formulierung der Ausgangsprämissen, durch Redlichkeit, Fingerspitzengefühl und die wechselseitige Verifikation von Theorie und Empirie diese Fehler ausschalten zu können. Wenn Sie sich Elisabeth Pfeils Großstadtforschung von 1950 anschauen: Die folgte noch ganz dem Ständemodell, das wir mit der Breslau-Studie kennen gelernt haben. Die Stadt siebt und verschmilzt, und auf »Entfugung« folgt »neue Verfugung«,<sup>85</sup> doch es ist ein kontingenter und komplexer Prozess, der den neuen Menschenschlag, den Großstadtmenschen entstehen lässt. In einem langen Raisonement versuchte Pfeil, faktische Pluralität, Uneindeutigkeit und Dynamik mit dem Ideal einer eindeutigen und stabilen ständischen Schichtung in Einklang zu bringen. Auch in den wichtigen gemeinde- und stadtsoziologischen Studien der Sozialforschungsstelle wurde Ende der 1950er Jahre noch gesiebt und wurden Räume mit sozialen Gruppen korreliert.<sup>86</sup> Allerdings praktizierten die Autoren nun systematisch ein geschicktes Narrativ des In-der-Schwebe-halten. Einerseits bekamen die Leser:innen individuelle Aussagen der Befragten präsentiert, die von den Verfassern andererseits zu flächigen Bildern abstrahiert wurden, um die komplexe Gemengelage von Grenzen, Grenzverwischungen und Veränderungen innerhalb der Gruppen sowie der Gruppen untereinander plastisch zu machen – wobei sie schon die Vorstellung einheitlicher »Gruppen« problematisierten. Dadurch ist der Text einerseits lebendig und nah dran, andererseits wird er nie greifbar, spielen konkrete Individuen und Situationen keine Rolle. Es wird eine Art Allgemeingültigkeit im Besonderen hergestellt. Die entscheidende Botschaft lautete: »Der Bergmann ist

82 Jantke 1953.

83 Mackensen u.a. 1959; Rezensionsabschriften in: Sozialforschungsstelle 1961: 47-53.

84 Gans 1969 (1967).

85 Pfeil 1950: 204.

86 Croon/Utermann 1958; Mackensen u.a. 1959.

heimisch geworden, fühlt sich zufrieden in der Gemeinde, die sich seinen Eltern verschloß, in der Stadt, die durch seiner Hände Arbeit wurde.« Nun übernehmen deren Kinder die Gestaltung der Stadt. »Aus ihnen wächst die Schicht empor, die in Zukunft, vereint mit den neuen Zuwanderern das junge Gemeinwesen tragen und gestalten wird. Ihre Aufgabe ist es, nach der äußeren Stadtwerdung die innere zu verwirklichen, das Gesicht der Stadt am Rande des Ruhrgebietes, an der Grenze von Industrie und ländlicher Umwelt zu gestalten.«<sup>87</sup> Ein harmonisches Zusammenleben in der Gemeinde hat die alten Spannungen und Gegensätze zwischen Alteingesessenen Bauern und Bürgern sowie zugewanderten Arbeitern abgebaut. Das hatten sie herausbekommen wollen. Wenige Jahre nach dem Krieg.

Ein paar Worte zur Erzählerposition. »In Daseinsformen der Großstadt« tauchen immer wieder fiktive Beobachter auf, beispielsweise ein Flaneur, der nicht alles zu erkennen vermag und deshalb auf die Arbeit der Stadtsoziologen angewiesen ist. Oder ein Ortsunkundiger, der sich über den hohen Anteil landwirtschaftlicher Flächen in der Großstadt überrascht zeigt. In »Zeche und Gemeinde« nähert sich ein Wanderer der Industriegemeinde und sieht zuerst den schroffen Gegensatz von Stadt und Land. Dann gliedert sich für ihn das Bild. »Unmittelbar vor ihm zeigen sich Häuser und Straßen. Aus einem Gewirr kleiner Häuser ragt ein alter Kirchturm empor. Die Kirche zieht jedoch nicht mehr allein den Blick auf sich. Fördertürme, die mächtigen Bauten einer Schachanlage beherrschen weithin sichtbar den Mittelgrund. Kirchturm und Förderturm stehen einander gegenüber, deuten zwei Welten an: die ländliche Welt, das Dorf, aus dem die junge Stadt entstand – die Industrie, die Zeche mit ihren Siedlungen, die eine im Grün der Bäume kaum zu erkennen, die grauen Häuser der anderen von den umliegenden Felder sich deutlich abhebend. Doch nicht unvermittelt stehen sich beide Bereiche gegenüber, sie sind räumlich, wenn auch nur locker miteinander verbunden. [...] Weitere Kirchtürme, die Schornsteine anderer Werkanlagen ragen im weiten Raum der Gemeinde empor. Die Zweierheit wird zur Vielgestaltigkeit. Findet sich diese Vielheit zur Einheit? [...] Haben sich Städter und Bauer, der Bergmann in der Siedlung, der Handwerker, der Kaufmann in der engeren Stadt gefunden? Fühlen sich Einheimische und Zuwanderer als Bürger einer Gemeinde? Diese Fragen stellen sich dem Wanderer.«<sup>88</sup> Wie plastisch! Die Leser selbst sind der Wanderer, der sich fragt, ob die Umbrüche in einer Einheit der Gegensätze münden werden.

**WvA** Ich denke an einen Text von Arnold Gehlen, wenn Sie erlauben, mit dem Titel »Mensch trotz Masse«. Er deklinierte zuerst die gängigen kulturpessimistischen Topoi durch. Dann watschte er, das darf ich so unbeschwert formulieren, weil es die Sache trifft, knapp die Kulturpessimisten ab. Abschließend strich er die positiven Tendenzen der Gesellschaftsentwicklung heraus.<sup>89</sup> Mich erinnerte das sehr an Lewis Mumfords atemberaubende Wende in seiner Stadtgeschichte.

**DRJ** Ja ja.

<sup>87</sup> Croon/Utermann 1958: 279.

<sup>88</sup> Ebd.: 8.

<sup>89</sup> Gehlen 1952.

**WvA** Mir fallen außerdem andere Studien ein, die Gemeinden soziologisch durchleuchtet haben. Renate Mayntz für Euskirchen, das berühmte Paar Lynd für »Middletown«, die Schweden Allwood und Ranemark mit »Medelby«, Derk Regeling mit Wageningen, Vidich und Bensman für Springdale.<sup>90</sup>

**DRJ** Richtig.

**WvA** Da gab es wohl Unterschiede?

**DRJ** Zum Teil wollten diese Autor:innen etwas Ähnliches wie die Dortmunder, nämlich Ordnung präparieren. Vidich und Bensman beispielsweise untersuchten, wie sich Springdale in der Massengesellschaft behauptete. Middletown und Medelby dagegen waren als Totalaufnahmen einer sozialen Gemeinschaft angelegt, es ging um die Gemeinde in der Moderne. Der Unterschied dürfte gewesen sein, dass diese Soziolog:innen keinen ideologischen Ballast abwerfen und vor allen Dingen: keine persönliche Geschichte überdenken mussten. Die Dortmunder, behaupte ich, schrieben indirekt immer über ihre Zeit vor 1945, und in den inhaltlichen Verschiebungen zeichnete sich ihre persönliche Konversion ab.

**Ungläubig aus dem Publikum** Stadtsoziologische Studien als autobiografische Texte?

**DRJ** (*heiter*) Ja, warum nicht? Wenn man weiß, was man da liest.

**WvA** Ich möchte eine Frage anschließen, lieber Herr Dr. Jag, die sich mir fast seit Beginn dieses vierten Gesprächs stellt. Die Sozialforschungsstelle ist ein sehr deutsches Beispiel. Ist denn das, was Sie berichtet haben, verallgemeinerbar?

**DRJ** Ich denke schon, wenn man die Differenz zwischen der allgemeinen diskursiven Tiefenstruktur und konkreten Studien akzeptiert, die sich voneinander unterschieden. Abgesehen davon habe ich die Sozialforschungsstelle hervorgehoben, um detaillierter zu zeigen, wie *framing* funktionierte, und wie Weltbild in »Objektivität« transformiert werden konnte. Das war exemplarisch gemeint.

**WvA** Sie meinen also, dass Sie das Motiv des »Ganzen Hauses« in den Industriebetrieben, den Zechen und den Großstädten des Ruhrgebiets wiederfinden? Gab es die auch in den britischen oder belgischen Zechen? Ich bin, das gebe ich zu, skeptisch. Für Sie läuft es immer auf ein »Die sagen das auch« hinaus. Sagen die das alle auch? Wo wären die Unterschiede?

**DRJ** Die liegen auf der Ebene der praktischen Ausformung, während die diskursive Grundstruktur homogen ist.

**WvA** Sie führen also die Denkfigur von einheitlichem »Betriebssystem« und individualisierter »Nutzeroberfläche« an...

90 Allwood/Ranemark 1943; Lynd/Lynd 1929; Mayntz 1958; Regeling 1933; Vidich/Bensman 1958.

**DRJ** Naja, nehmen Sie den Raumplaner Erich Dittrich. Der war 1966 bereit, die moderne pluralistische Gesellschaft zu akzeptieren. Aber er musste feststellen, dass die Entwicklung sich den Planern entzog. Sie liefen nun sozusagen hinterher, um die beschleunigte Dynamik planend wieder in den Griff zu bekommen oder vielleicht auch nur einzuhegen. Im Grunde, so Dittrich, sei der Begriff des Pluralismus irreführend. Die Gegenwart erscheine wie ein vielgestaltiges Bild, »das auf den ersten Blick den Eindruck erweckt, der ganze Vorgang wäre ohne Ziel und Einheitlichkeit. Aus diesen Eindrücken entsteht dann die *Vorstellung* des Pluralismus der modernen Gesellschaft. [...] Die *Wirklichkeit* sieht aber doch etwas anders aus. Bei aller Vielseitigkeit und Vielstrebigkeit läßt es sich nicht übersehen, daß große, zusammenfassende Vorstellungen und Zielsetzungen gegeben sind, die schließlich über die gegenwärtige Übergangszeit hinaus zu neuen, festen Strukturen, zu eindeutig vorherrschenden Formprinzipien führen werden.«<sup>91</sup> Nach wie vor kann der Planer die Realität besser einschätzen und eine Gestalt im pluralistischen Wust präparieren. Chaotische Oberfläche, Struktur in der Tiefe. Sich in strenger Arbeit bemühen, Klarheit in Beziehungen zu bringen, um ein Optimum an Ausgleich und Gleichgewicht zu erzielen. Das ist die entscheidende Denkfigur der heroischen Moderne, behaupte ich. Dittrich befand sich damals kurz vor der Rente, und die »Übergangszeit« endete, indem seine Generation die Bühne verließ und niemand mehr nach unangefochtenen Formen suchte...

**WvA** Sie verhüllen mit diesen Ausführungen freilich, dass Sie der Epoche *doch* eine »Grundaufgabe« zuschreiben!

**DRJ** Vielleicht war in Deutschland der Generationenwechsel wichtiger als in den USA, Großbritannien und Skandinavien, wo die Dichotomie zwischen »Oberfläche« und »Betriebssystem« weltanschaulich nicht so aufgeladen war. Der Nachbarschaftsgedanke wurde da ja früher entwickelt und in Westdeutschland dann erst von jüngeren Experten aufgegriffen. Nachbarschaft als eine Form der Gemeinschaft, die durch Sozialbeziehungen konstituiert wird, nicht durchs »Organische«.

## Funktionalismus

**WvA** Sie wählten im Vorgespräch, lieber Herr Dr. Jag, das Habitat als zentrales Thema dieses Gesprächs. Warum? Es hätte andere... Warum nicht Bildung, die Fabrik oder das Militär? Da wurden doch auch Menschen zugerichtet, nicht bloß diszipliniert, sondern die Idee des »Neuen Menschen« ist gerade in der Bildung überaus prominent gewesen.

**DRJ** Zum einen ist meines Erachtens in der Tat weniger die Zurichtung im Sinne von Foucaults »Disziplin« charakteristisch für die heroische Moderne, sondern die »Normalisierung«. Natürlich wurde zugerichtet, und zwar exzessiv. Die Schulpädagogik konnte in allen Ländern durchaus drakonisch sein, vom Militär wollen wir gar nicht reden. Industriebetriebe mit einer eigenverantwortlichen Gruppenarbeit waren auch eher die Ausnahme.<sup>92</sup> Aber der Gedanke der *Selbstbildung* hatte sich im frühen 20.

91 Dittrich 1966: 423f. (Hervorh. von mir).

92 Luks 2010: 179-194.

Jahrhundert etabliert. Seitdem blüht das Genre der Ratgeber, wie man sich selbst zu einer anderen Persönlichkeit formatieren kann.<sup>93</sup> Und für Sozialreformer war klar, dass man das Sozial- und Alltagsverhalten der Menschen nur mit ihnen transformieren konnte.

Zu Ihrer Frage, warum das Habitat? Weil hier Visualisierung und Intervention zusammenfielen. Sie hatten Morus und Campanella angeführt: Der Raum rekonfiguriert das Soziale. Dieser Gedanke zieht sich durch bis heute, deshalb war und ist der Wohnbau so wichtig für Gesellschaftsreformer. Zugleich ist er eine überaus effiziente Art der »Publikation«: In Holz, Stein oder Beton, unübersehbar und für die Ewigkeit gesetzt (dachten sie jedenfalls). Bis weit in die Nachkriegszeit bestand der überwiegende Teil allen Wohnraums in den westlichen Industriegesellschaften aus alter Bausubstanz, die teils unzumutbare Lebensbedingungen boten. Gerade deshalb konnten die Reformer strahlen, weil sie einen Nerv trafen. Ich möchte ein Beispiel aus Frankreich bringen. Da erinnerte sich ein Bewohner von Toulouse, Monsieur Calas, dass er bis 1958 mit Frau und vier Kindern hinter dem Bahnhof in einer Zweizimmerwohnung hauste, kein Bad, Toilette für drei Familien auf dem Hof. Und dann durften sie in einen der neuen, funktionalistischen Wohnblöcke ziehen, die endlich errichtet worden waren. »They were overjoyed when they received the news that a rented apartment awaited them at Empalot [einem Stadtteil]. [...] The flats were comfortable and modern, with up-to-date kitchen and bathroom facilities, heating, and the standard French windows open to light and air. Monsieur Calas recalled: »I opened the door and saw a large room flooded with light. There was a glass door and two windows. There were three bedrooms and, the height of luxury, a WC and bathroom.«<sup>94</sup> Das war der *Eintritt ins Paradies*.

**Frau Dr. Mü** George Orwell sagt 1937 anderes in »The Road to Wigan Pier«. Das funktionalistische England ist aseptisch und ohne Vergnügen.<sup>95</sup>

**Frau Dr. Et** David Kynaston hat für sein Kaleidoskop der englischen Nachkriegsgeschichte Tagebücher und Umfragen ausgewertet. Das will ich kurz einflechten. Den Wohnungsbauminister Harold Macmillan und seine Experten erstaunte, dass durchaus nicht alle Menschen aus ihren Slum-Wohnungen ausziehen wollten. »This place is small and dirty, but it is a little home of my own,« explained Mrs Essex at no. 7 (where she had been for 44 years)«. Und Frau Bonard meinte: »With a little repair these could be quite nice homes.«<sup>96</sup> Heute würde man das machen, Häuser renovieren, Frau Bonard hatte den richtigen Riecher, könnte man sagen. Die Architekten haben diesen Gedanken offenbar nicht ernst genommen, sondern gingen davon aus, dass sie die Bewohner geradezu befreien müssten: »We can no longer leave people living in cramped, dark, rotten houses with no water, sometimes no lavatories, no proper ventilation and no hope of rescue.«<sup>97</sup> Der Stadtbaumeister Bradbury in Liverpool meinte, dass viel Überzeugungsarbeit vonnöten sei, doch dann komme der glorreiche Tag, an dem

93 Senne/Hesse 2019.

94 Wakeman 1997: 84.

95 Etzemüller 2022: 211f.

96 Kynaston 2010: 339.

97 Ebd.: 338.

die alten Häuser abgerissen würden. Haben die denn gar keine Alternative gedacht? Bradbury gab sogar zu, dass die neuen »flats were not ideal, but he thought that if a man had to live near to his work, than he must do with a second best«. <sup>98</sup> Ich finde das sehr arrogant. Sie, Herr Dr. Jag, haben uns ja die Hell-Dunkel-Metaphorik vorgeführt. In England war das genau umgekehrt, lassen Sie mich diese Worte noch sagen. Ein junger Soziologe fand heraus, dass es in den Slums enge soziale Beziehungen gab, das Leben in den *New Towns* aber kalt, hygienisch und isoliert war. In den Slums habe man kaum Platz in den Wohnungen, dafür aber eine reiche Gemeinschaft im Ort. In den neuen Siedlungen hätten die Wohnungen Platz, Bäder, heißes Wasser und Gärten, aber es gebe keine Gemeinschaft mehr. <sup>99</sup> Selbst ein Apologet der neuen Architektur musste das kritisieren, ich meine Lewis Mumford, der sagte, dass die weitläufig angelegten Stadtgrundrisse dazu führten, dass: »the people lack a stage for their activities and the drama of their daily life lacks sharp focus«, zitiere ich. <sup>100</sup> Englische Arbeiter mochten den offenen Grundriss und den moderaten skandinavischen Modernismus offenbar gar nicht! Die wollten ihre »Gute Stube« behalten und bevorzugten dunkle, traditionale Möbel, kam in einer Umfrage 1952 heraus. <sup>101</sup>

**Entschieden aus dem Publikum** Da muss ich widersprechen! Letztlich waren die meisten, die dorthin zogen, doch zufrieden! Harlow bekam den Spitznamen »Pram Town«, weil die jungen Mütter ihre Kinderwagen über die noch unbefestigten Wege zerrten und dadurch in Kontakt miteinander kamen. Das gab dann bald sozialen Zusammenhalt! <sup>102</sup>

**DRJ** Ja, das sehe ich genauso. Was Frau Dr. Et zitierte, sind gewiss keine Einzelstimmen gewesen, und die Fokussierung der Experten mag heute bedenklich erscheinen. Aber Sie haben ja auch zitiert, *warum* die so forciert waren. Ich behaupte, dass Hunderttausende Familien in ganz Europa und den USA seit Ende des Ersten Weltkrieges die Erfahrung von Monsieur Calas gemacht haben.

**Frau Dr. Et** Sie *wissen* es aber nicht! Die dachten nicht ans Renovieren, die waren zu fokussiert, die waren in ihren Beton verliebt!

**DRJ** Das stimmt, und der Grund dürfte gewesen sein, dass diese Wohnung, diese Wohnblöcke, die so sichtbar das Stadtbild veränderten, den Anspruch eines fürsorglichen, rationalen Staates repräsentierten. Im funktionalistischen Habitat würde der Neue Mensch entstehen, und jeder konnte *sehen*, dass dies der neue Lebensraum des Neuen Menschen war.

**WvA** Mir will scheinen, dass Sie einen sehr weiten Begriff von Funktionalismus anlegen, Herr Doktor...

---

98 Ebd.: 339.

99 Ebd.: 340f.

100 Zit. n. ebd.: 345.

101 Ebd.: 666f.

102 Ebd.: 346, s.a. ebd.: 633-640.

**DRJ** In Deutschland bezeichnet man den weltweiten Funktionalismus in der Architektur gerne als »Bauhausstil«, das hatte ich erwähnt. Die Bauhäusler waren meines Wissens nie auf Island – und trotzdem wurde dort funktionalistisch gebaut, inspiriert von der Stockholm-Ausstellung 1930.<sup>103</sup> Der schwedische Architekt Uno Åhrén hatte 1917 eine Küche entworfen, die puristischen Formen könnten von heute stammen. Da war das Bauhaus noch gar nicht gegründet worden.<sup>104</sup> Tatsächlich entstand der Funktionalismus in mehreren Ländern parallel.<sup>105</sup> Außerdem waren die beiden Hauptprinzipien, nämlich schlichte Form und funktionales Arrangement alles andere als neu. Die Idee der Einfachheit wurde bereits seit dem späten 17. Jahrhundert propagiert.<sup>106</sup> Schauen Sie sich das Design im Biedermeier an. Ich war in einer Ausstellung, die allerdings darauf angelegt war, die Vorläufer der ornamentfreien Kunst im frühen 19. Jahrhundert auszumachen. Für Enthusiasten des Funktionalismus ließ das, was da ausgestellt war, jedenfalls nichts zu wünschen übrig. Auch der Reformwohnungsbau seit Ende des 19. Jahrhunderts oder der Nordische Klassizismus des frühen 20. Jahrhunderts gingen in Richtung Entschlackung der Formen und der Funktionen. Heller, sauberer Wohnraum in einer möglichst grünen Umgebung, darauf waren Stadtplaner schon damals aus. Was aber in Deutschland haften bleibt, ist die Marke »Bauhaus«. Nun ist alles »Bauhaus«. In Schweden wurde der Funktionalismus von den Gegnern übrigens abschätzig *funkis* genannt. Das ist doch ein schönes Wort, oder? Vielleicht sollte man alles, was als Neue Sachlichkeit, Neues Bauen, Funktionalismus, International Style und Bauhaus firmiert, unter dem neuen Schlagwort *funkis* subsumieren. Glatte Form, effiziente Funktion als Essenz, und *funkis* als effizient auszusprechende Bezeichnung dafür, in kursiver Kleinschreibung.

**WvA** Besser will mir die berühmte Futura scheinen. Die ist 1927 im Umfeld des »Neuen Frankfurt« entworfen worden: **funkis**. Diese serifenlose, blockartige Schrift verkörpert die neue Sachlichkeit wie kaum eine andere Schrifttype. Meinen Sie nicht?

**DRJ** Man müsste sie aber in zehn Punkt setzen, sonst wuchtet das Wort so sehr aus dem Text heraus: **funkis**.

**WvA** Ich finde aber, dass es das muss: **herauswuchten**. In Großbritannien soll man das Wort »functionalism« übrigens 1930 das erste Mal gehört haben, so spät.<sup>107</sup>

**DRJ** Sehen Sie, lieber Alterski, der Begriff selbst ist schillernd, was man heute gar nicht mehr denken mag. Zwei französische Autoren haben 18 Lesarten ermittelt.<sup>108</sup> Die Lesart der Ingenieure – »eine Beziehung zwischen Einfachheit und bester Eignung für einen Zweck«<sup>109</sup> – ist nur eine. Funktional konnte auch sein, was dem Wohlbefinden

103 Seelow 2011: 176, 209, 381f.

104 Rudberg 1981: 32.

105 Findal 1996; Kuchenbuch 2010; Seelow 2011; Stiller (Hg.) 2001.

106 Schöttker 1999.

107 Graves/Hodge 1940: 279.

108 Hirdina 2001: 591.

109 Ebd.: 593.

diente. Die berühmte Formel »Form follows function« ist übrigens etwas irreführend. Sie wird dem Architekten Louis Sullivan zugeschrieben.

**Dr. Piednote** Sie wurde aber bereits lange vorher, 1852, erstmals formuliert.<sup>110</sup>

**DRJ** Die Form war nicht bloß eine Art Abfallprodukt, die der Avantgarde irgendwo im Tross folgte. Im Funktionalismus standen Form und Funktion in Wechselwirkung, die Funktion funktionierte nur in einer spezifischen Form, und die Form visualisierte und legitimierte die Funktion.

**WvA** Das klingt sehr schön, Herr Dr. Jag, aber ich möchte an die undichten Flachdächer erinnern. Sie mögen die neue Ideologie symbolisiert haben, doch sie beeinträchtigten die Funktion des Wohnens nun freilich sehr.

**DRJ** Der Architekt Adolf Behne hat zusätzlich die Differenz postuliert, dass die Funktion sich auf die Sache beziehe, die Form dagegen umweltbezogen sei. Und er hat unterschieden den Utilitaristen, der sich der Funktion unterordnet, den Funktionalisten, der sie zur Menschenformung nutzt, sowie den Rationalisten, der Formen primär auf die soziale Welt und nur sekundär auf die Funktion bezieht.<sup>111</sup>

**WvA** Ganz offen gefragt: Ist das nicht etwas spitzfindig? Ich meine, dass sich Funktionalisten immer auch der Funktion unterwarfen. Die Funktion erschien als so... nun ja – gottgewollt? Nein, »Sachzwang«, das ist der angemessenere Begriff. Die Funktion umgab sich mit dem Nimbus des Sachzwangs.

**DRJ** Und die Verfechter des Flachdachs waren oft eher auf den Effekt aus, statt funktionsorientiert, Sie haben recht. Eine ähnliche Folgerung hat Heinz Hirdina gezogen: »[D]er [Begriff] Funktionalismus erscheint wie ein Gefäß, das sein Volumen je nach historischem Kontext vergrößert, verkleinert.«<sup>112</sup> Er hat aus den widersprüchlichen Zuschreibungen Folgendes kondensiert: Akzentuierung des Materials, Akzentuierung der Nutzung der Dinge als kommunikatives Verhalten, die Naturalisierung kultureller Zusammenhänge, die Akzentuierung als Entlastendes (ökonomische Dimension), als Bescheidenheit (moralische Dimension), als Ungeschmücktes (ästhetische Dimension) und als rational Verstehbares (erkenntnistheoretische Dimension), schließlich das Minimale als Optimum zwischen Aufwand und Ergebnis. Dieses Verständnis von Funktionalismus ist mit Vernunft und Aufklärung gekoppelt.<sup>113</sup>

**WvA** Das also, behaupten Sie, war die Essenz der Moderne? Wo blieben denn aber Vernunft und Aufklärung, wenn Sie den Nationalsozialismus einbeziehen? Müssten Sie da nicht den Vernunftbegriff *sehr* weit fassen, von der Aufklärung ganz zu schweigen?

110 Wikipedia: Art. »Form follows function« (URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Form\\_follows\\_function](https://de.wikipedia.org/wiki/Form_follows_function)) [eingesehen 16.7.2024]).

111 Meister 2018: 97f.

112 Hirdina 2001: 601.

113 Ebd.: 607.

**DRJ** Hirdina hat sicherlich eine liberale Auffassung von Vernunft und Aufklärung im Auge gehabt und würde sich wohl dagegen verwahren, Experten im »Dritten Reich« als Bannerträger von Vernunft und Aufklärung zu bezeichnen. Nehmen wir aber mal den Begriff der Ambivalenz ernst. Der gälte dann nicht allein für technische Praktiken wie das Klassifizieren, sondern auch für moralische Wertungen. Ich behaupte, dass Vernunft damals oft auf *Natur* bezogen wurde. Vernünftig war, was der »Natur« entsprach, und in diesem Sinne musste man aufklären. Das hat natürlich aus unserer Sicht zu haarsträubenden Ergebnissen geführt, die aber mühelos in die demokratische Nachkriegsordnung transponiert werden konnten. Die Natur bringt Gemeinschaften hervor, das meinte man empirisch festzustellen, also müssen Experten Gemeinschaften schaffen. In jeder Gemeinschaft gibt es »Schädlinge«, also müssen die entfernt werden. Das war die Entkernung oder das Ambivalentmachen eines emphatischen Vernunftbegriffs. Vernünftig war, was funktionierte. Der skandinavische Utilitarismus baute auf dieser Idee. Aber der Rückbezug auf »Natur«, der verhinderte vermeintlich, dass diese Experten sich *Ideologie* unterwarfen. Ein empirisch fundierter Konsens, was der Natur entsprach, war funktional und vernünftig. Das konnte durchaus mit Ideologien *konvergieren*, doch die konnten diese funktionalistische Vernunft nie *kontaminieren*.

**Aus dem Publikum** Behaupten Sie das oder die Experten?

**DRJ** Ja. In der Selbstsicht. Aber diese Spaltung, dass die Experten Facharbeit machen und Politiker entscheiden, die funktioniert heute noch, und die ist auch notwendig. Auf dieser funktionalen Differenzierung baute das, was Bauman als Ambivalenz ausgemacht hat, dass nämlich Klassifizieren dem einen oder auch einem völlig konträren Ziel dienen konnte.

**WvA** Man *könnte* natürlich fordern, dass Experten moralisch über die Folgen ihres Tuns nachdenken.

**DRJ** Das war der große Schwachpunkt, dieses Selbstexkulpieren der Experten. Ich nehme an, es gab zwei Gründe dafür. In Deutschland durften sie 1945 nahtlos weiterarbeiten, keine relevante Instanz sprach sie schuldig, von viel zu wenigen Ausnahmen abgesehen. Sie hatten plausibel machen können, dass sie ernsthaft geglaubt hatten, dass sie sich von der *Realität*, nicht Ideologien den Weg weisen ließen. Ich glaube, viele konnten ihr Verhältnis zur Realität gar nicht anders sehen. Die meinten wirklich, der Natur zu ihrem Recht zu verhelfen und das menschliche Habitat organisch aus ihr heraus zu entwickeln, und wenn das dann mit der nationalsozialistischen Volkstums- und Lebensraumpolitik konvergierte, hatte das nichts mit politischen Vorgaben zu tun. Im Gegenteil, die Klagen sind Legion, dass nationalsozialistische Funktionsträger kein Verständnis für die Expertenarbeit aufbrachten. Das war allerdings nützlich in den Entnazifizierungsverfahren: So konnten sie sich erfolgreich als Opfer des Regimes stilisieren.

**Stimme im Publikum** Und das Quelle-Fertighaus wäre der entideologisierte Gipfel des Funktionalismus?! Wollen Sie *das* sagen? Wirklich?

**DRJ** Ja, genau. Das ist der Endpunkt dieser Geschichte. Spiegel-Kantine und Quelle-Fertighaus sind Übergangsräume. Und wissen Sie auch, warum? Weil die funktiona-

le Differenzierung perfektioniert ist, zugleich aber der disziplinierende Aspekt abgestreift wurde. Die Räume sind viel freier gestaltbar, es gibt keine Lebensvorgaben mehr. Punkt.

## Design

**DRJ** Vielleicht kann man grundsätzlich drei Bereiche unterscheiden, in denen funktionalistisches Denken in den Alltag eingelassen wurde: Design, Fordismus und Wohnbau. Von den Alltagsgegenständen haben wir schon im Zusammenhang mit der Stockholm-Ausstellung gesprochen. In England, Deutschland, Skandinavien gab es seit dem 19. Jahrhundert Bewegungen, die das Design und die Qualität der Alltagsprodukte verbessern wollten. Arts and Craft in England, der Werkbund in Deutschland, in Schweden ebenfalls eine Kunsthandwerksbewegung (*Svenska Slöjdföreningen*), die einflussreiche Firma »Svenskt Tenn« und Publizist:innen wie, schon erwähnt, Ellen Key oder Gregor Paulsson. Key hatte 1899 in ihrem Klassiker *Skönhet för alla* (»Schönheit für alle«) dekretiert, dass ein Gegenstand schön sei, wenn er funktional, leicht, ausdrucksvoll, ehrlich und so einfach und vollkommen wie die reine Natur sei. Ein unbequemer Stuhl, ein zu enges Bett seien *per se* hässlich. Warum sei ein Teller, dessen Rand mit filigranen Blumen geschmückt ist, schön, aber scheußlich, wenn er eine *dalkulla*, eine Frau aus Dalarna in Tracht zeige? Weil es lächerlich sei, von einer *dalkulla* zu essen!<sup>114</sup> Schönheit ergebe sich aus der Eigenschaft eines Gegenstandes *in Relation* zu anderen Dingen *und* in der persönlichen Fähigkeit, Gegenstände in bestimmten Kontexten zu schönen Ensembles zu vereinen. Da könne man grundsätzlich auch die schweren Möbel der Großeltern integrieren, schrieb sie.

**WvA** Im Grunde war das das Denken das 21. Jahrhunderts *avant la lettre*, oder?

**DRJ** Deshalb konnte es für Key kein Geschmacksdiktat durch Experten, sondern nur Geschmackserziehung der Nutzer geben. Das Stilempfinden allerdings habe der moderne Mensch verloren, so Key. Sie gab dann recht eindeutige Hinweise, etwa auf den billigen deutschen Geschmack mit dunklen Tapeten, sinnlosen Ornamenten und kreischend bunten Deckenbemalungen. Auf der anderen Seite: Carl und Karin Larssons Künstlerhaus »Sundborn«, das Larsson in Aquarellen verewigt und in einem Buch weltberühmt gemacht hat, *Ett hem* (»Ein Heim«) von 1899.<sup>115</sup> Ein sehr behagliches Haus, ein abgewogenes Zusammenspiel aus Volkskunst, altnordischem und elegantem gustavianischen Stil. Die Bilder strahlen eine verträumte Ruhe aus. Atelier, Kinderzimmer und Vorgarten sind liebenswert unaufgeräumt. Das Frühstück nimmt die Familie unter der großen Birke ein. Das war bald die zeitlose Metapher des schlichten, harmonischen Lebens auf dem Lande, der Inbegriff des schwedischen Heims schlechthin. Die beiden haben das in einer gekonnten Verbindung aus Tradition und Moderne komponiert. Dabei klagte Larsson selbst über den angeblich allzu praktischen Sinn seiner Zeit, der alles schlicht und einfach mache und auf gerade Linien reduziere, äußerlich wie innerlich.<sup>116</sup> Interessant ist, dass in der heroischen Moderne »Schönheit«

114 Key 2008 (1913): 49.

115 Larsson 1969 (1899).

116 Ebd.: 3.

auf die soziale Ordnung bezogen wurde. Für Ellen Key stand fest, wer in einer schönen Umgebung lebe, werde automatisch funktional und damit pragmatisch handeln. Tradition verwurzele die Menschen und sichere sie auf ihrem Weg in eine ungewisse Zukunft. Der schwedische Kunsthistoriker Gregor Paulsson formulierte es in einem anderen einflussreichen Buch, *Vackrare vardagsvara* (»Schönere Alltagsware«), so – ich zitiere nach der englischen Übersetzung: »If it were once again possible to bring about consistency of production, then taste would certainly become more uniform. But with uniformity of taste there would also arise consistency of forms throughout society.«<sup>117</sup> Standardisierung führt zu mehr, aber nicht völliger Uniformität, und mehr Uniformität führt zu mehr Form der Gesellschaft. Die Wahlfreiheit bleibt unbenommen.

**WvA** Wenn man sich falsch entscheidet, weil es kein Diktat des Geschmacks gibt?

**DRJ** Paulsson verdeutlicht das an einem Beispiel, und das kann man, denke ich, verallgemeinern: Wenn ich eine teure Tapete auf hervorragendem Papier mit lichtechten Farben vor mir habe, aber das Muster kreischend hässlich ist, oder eine deutlich günstigere auf gutem Papier mit geschmackvollem Muster, oder eine billige auf schlechtem Papier mit mittelmäßigen Motiven, welche würde ich wählen?

**WvA** Das hängt vom verfügbaren Geld ab, würde ich sagen. Meine Persönlichkeit, wenn ich schrille...

**DRJ** Falsch. Sie würden *natürlich!* die zweite kaufen, lieber Wolf von Alterski. Die Qualität der ersten Tapete ist durch das Design zerstört. Die dritte zu kaufen hieße, die Ressourcen der Nation und mein eigenes Geld zu verschwenden.<sup>118</sup> Auf dieses Motiv stoßen wir immer wieder: Wahlfreiheit heißt, verantwortlich zu wählen, und ähnlich wie ein Widerstandsaviso im Wechselspiel von Materialität und Sozialität entsteht, so werden die Qualität der Dinge und eine Geschmacksausbildung gemeinsam auf eine angemessene Wahl hinauslaufen. Die ist kein Zwang, sondern der Wählende wird durch die Kraft der Sache überzeugt. Die Marxistin Lu Märten hatte es 1912 in »Ästhetik und Arbeiterschaft« ähnlich formuliert.<sup>119</sup> Als kleiner Witz am Rande: Paulsson hat im Grunde die Geschäftsidee von IKEA für unmöglich erklärt. Es habe nämlich 1918 jemand das anspruchsvolle Design einer Porzellanmanufaktur kopiert in der Hoffnung auf billigen Profit. »Naturally this was a miscalculation.«<sup>120</sup>

**WvA** Funktionalismus im Design hieße also: die rechte Lebensführung zu wählen und sie mit den rechten Produkten zu versehen lernen? Allerdings frage ich mich, wo der Kitsch bleibt, vor allen Dingen: das *Recht* auf Kitsch, auf den schlechten Geschmack? Für den gab es keinen Platz mehr, scheint es mir nach Ihren Ausführungen. Das wäre dann doch eine Form der Diktatur des Geschmacks.

117 Paulsson 2008 (1919): 79.

118 Ebd.: 90.

119 Marchal/Rottmann (Hg.) 2023.

120 Paulsson 2008 (1919): 91.

**DRJ** Das Recht auf persönlichen, auch schlechten Geschmack hat Paulsson ohne Zögern zugestanden. Aber der Stil einer Epoche sollte in sich konsistent sein. Erinnern Sie sich an die Verdammung des 19. Jahrhunderts. Die angebliche Unförmigkeit, der Kleister des Dekors und der Eklektizismus waren denen noch in frischer Erinnerung. Die Herrschaft des Tapezierers, die wird in all diesen Einwürfen bekämpft. Aber viel wichtiger: Das war, was man heute »Social Design« nennt. Design ist nicht Dekor, nicht unschuldig, sondern hat eine gesellschaftliche Funktion und darüber hinaus: einen *Effekt*. Unerkannte Effekte in ganz ephemeren Gegenständen. Ich zitiere zur Veranschaulichung eine Fußnote aus Friedrich von Borries politischer Designtheorie. »Man könnte dem entgegenhalten, dass es viele Gegenstände gibt, die gestaltet sind, ohne in irgendeiner Weise ›politisch‹ zu sein. Nehmen wir z.B. einen Salzstreuer, also einen alltäglichen Gegenstand, der ›Design‹ im konventionellen Sinne verkörpert. Auf den ersten Blick hat er keine politische Dimension. Er unterwirft nicht. Betrachtet man den Salzstreuer jedoch genauer, erscheint er nicht mehr als harmloses Objekt, sondern als eine, wenn auch kleine, Bedingung unseres Alltags. Er gibt uns die Freiheit, unser Essen so zu salzen, wie wir wollen, der Benutzer wird unabhängig von der Vorgabe des Kochs [...]. Und der Salzstreuer grenzt uns ab von anderen Kulturen des Salzens. Wir nutzen nicht gemeinsam mit den Mitessenden ein offenes Schälchen, in das wir mit Daumen und Zeigefinger greifen, sondern den ummantelten hygienischen Streuer, der uns nicht nur vom Salz, sondern auch die Mitglieder der Tischgemeinschaft voneinander entfernt. Der Salzstreuer ist also keineswegs nur ein funktionales Objekt, sondern schafft – oder löst – durch Design Beziehungen zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mensch und Ding. Auch der Salzstreuer ist ein durch und durch politisches Designobjekt.«<sup>121</sup>

**Wva** Sie werden mir den Einwand nachsehen, werter Herr Doktor, aber ich finde solche Beispiele etwas kindisch. Die Macht von Salzstreuern scheint mir doch sehr begrenzt, wie wollte man diese Effekten messen? Das relativiert in meinen Augen echte Machtbeziehungen. Ich verstehe natürlich, was Sie meinen, Sie werden beim Lesen sofort an Michel Foucault gedacht haben. Aber sehen Sie, Foucault wählte Benthams Gefängnisbau als Exempel, weil dort Architektur Sozialbeziehungen strukturierte, indem sie ein Regime der Überwachung in die Insassen selbst hineinverlegte.<sup>122</sup> Das ist Macht! Wenn ich die Macht wäre, dann hätte ich Friedrich von Borries bestochen, seine Salzstreuertheorie zu schreiben, um von den eigentlichen Machtbeziehungen abzulenken. Ich bin, wie Sie wissen, wahrlich kein Marxist, aber Klassenlagen und Sozialstrukturen sind von Machtbeziehungen ganz anderen Kalibers durchzogen. Und allein *die* zählen, deshalb gründeten sich Arbeiterparteien und Gewerkschaften, nicht Anti-Salzstreuer-Ligen! Niemand, der politisch bewusst war, scherte sich um Salzstreuer.

**DRJ** Dann hätte die Macht allerdings eine Reihe von Leuten zu schmieren. Sie haben schon von der Forschungsrichtung des *banal nationalism* gehört?<sup>123</sup> Nein? Die schauen sich an, wie Nationen auch in höchst trivialen Mikropraktiken hergestellt werden. Um

121 Borries 2016: 10.

122 Foucault 1977: 251-292.

123 Billig 1995.

nur ein Beispiel zu nennen: Der Volkskundler Anders Linde-Laursen hat die »Nationalisierung von Trivialitäten« untersucht. Dazu zählt er die »Grammatik« des Geschirrspülens, die sich in Dänemark und Schweden signifikant unterscheidet. Dänen spülten nicht mit klarem Wasser nach, sondern trockneten das Geschirr direkt ab. Das könne ein Schwede kaum hinnehmen. Linde-Laursen argumentiert, dass solche Differenzen nationale Selbstbeschreibungen und Stereotypen stabilisieren.<sup>124</sup> Eingebettet sind sie in eine Spannbreite gemeinsamer Erfahrungen und Praktiken, die je auf ihre Weise an der Konstitution von Nationen beteiligt waren und sind, etwa nationale Denkmalkulte, spezifische Formen der Kommunikation und politischen Teilhabe, Institutionen, Erinnerungsorte, die Einübung einer Hochsprache, gemeinsame Erlebnisse wie Krieg oder Inflation, aber auch Rituale wie nationsweite Sommerferien in Frankreich oder Schweden. Durch die allmähliche Homogenisierung von Gewohnheiten, Routinen und Präferenzen – in Differenz zu »den anderen« – eignen Menschen sich zumeist unbewusst »typische« nationale Eigenschaften an und *machen sich* zu einem Nationalvolk.<sup>125</sup>

Kann man das messen? Ist das eine ex-post-Rationalisierung? Immerhin korrespondiert es mit jener Studie, die die Mikrobewegungen beim Abspülen sichtbar machte (Abb. 17); und ich hatte ja berichtet, dass die schwedischen Enqueten zur Bevölkerungsfrage einen nationalen Problemzusammenhang von Fehlentscheidungen im Haushalt bis hoch zur Makroebene herstellten. Wenn die damals die Spüle ernst nahmen, warum nicht auch den Salzsteuerer? Einer allein, das stimmt, ist bedeutungslos. Aber alle zusammen in einem spezifischen Kontext? Der Salzsteuerer macht darauf aufmerksam, dass in der heroischen Moderne *alles* politisch werden konnte.

**WvA** So neu ist die Erkenntnis nun nicht. Das wurde in der 68er-Bewegung hoch und runter gebetet, wenn ich das mal so formulieren darf. Dann kamen diese grässlichen Gruppenselbstanalysen in den Kommunen, um herauszufinden, wie ein entfremdetes Privates das politische Bewusstsein verschüttet hat.

**DRJ** Ich beharre darauf, dass Design bis zum Salzsteuerer hinunter eine politische und soziale Seite hat, die in der heroischen Moderne mobilisiert werden sollte, um Gesellschaft zu reformieren. Schauen Sie sich die opulenten Bildbände des Architektenbüros der Konsumgenossenschaften in Schweden an, da haben Sie dieses Denken – und wie es materialisiert wurde – in klinischer Reinform (Abb. 34).<sup>126</sup>

**WvA** Sie argumentieren sehr oft Schweden, lieber Herr Dr. Jag. Ich hatte ja schon die Vermutung geäußert, dass Sie Ihr Bild der Moderne sehr von diesem Beispiel her rahmen.

**DRJ** Le Corbusiers Unité d'Habitation? Brasilia? Dammerstock?

**WvA** Meine bescheidenen Kenntnisse der Designtheorie sagen mir aber, dass das bis heute umstritten ist.<sup>127</sup> Was Sie als soziales und politisches Design preisen, wurde

124 Linde-Laursen 1993.

125 Ehn/Frykman/Löfgren 1993.

126 O.A. 1935 & 1949.

127 Banz (Hg.) 2016; Feige 2019; Rodatz/Smolarski (Hg.) 2018.

jüngst doch deutlich kritisiert. Auch wenn ich die feinen Unterschiede zwischen den Positionen nicht ganz zu begreifen vermag, diese grundlegende schon: Kunst irritiert und hat ein kritisches Potenzial. Design, und auch das soziale Design, läuft Gefahr, das Bestehende zu verlängern. Warum? Weil es nicht bloß normativ ist, sondern auch ein Verfahren, und das Verfahren kann unterlaufen, was man normativ erreichen möchte. Kunst ist Kritik, Design bedarf der Kritik. So liest man es zumindest bei Daniel Feige.<sup>128</sup> Sie selbst hatten es vorhin für Ihre Experten so formuliert, als Differenz von Handlung und Moral.

**DRJ** Als würde das für die Kunst nicht gelten.

**WvA** Nun erlauben Sie mir, Ihre eigenen Einwände vorzutragen: Entscheidend ist, ob Kritik trifft. Sie führen doch gerne das Beispiel der Frankfurter Küche an, die Frauen zwar die »Doppelbelastung« durch Berufstätigkeit und Hausarbeit erleichterte, zugleich aber die traditionelle Rollenverteilung zementierte. Ich gestatte mir, aus Margarete Schütte-Lihotzkys Erinnerungen zu zitieren, die genau diese Kritik nicht verstanden hat: »Manche machten uns in Frankfurt den Vorwurf, [...] die Problemstellung der ›Wohnung für das Existenzminimum‹ und die ganze Rationalität des ›Funktionalismus‹ seien derart auf die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zugeschnitten, daß sie die niedrigen Löhne und die kapitalistische Wirtschaftsordnung nur noch zementieren helfen. Auch in Bezug auf die *Frankfurter Küche* kam mir diese Theorie zu Ohren, was mich sehr erregte. Die These wäre darauf hinausgelaufen, daß wir, weil wir für die Gleichberechtigung der Frau waren, in den zwanziger Jahren den Frauen, die durch Doppelbelastung vorzeitig alterten und sich der Erziehung ihrer Kinder nicht genügend widmen konnten, durch Arbeitersparnis das Leben nicht erleichtern durften. [...] Es ist grotesk anzunehmen, Einrichtungen für die Arbeitersparnis im Haushalt der zwanziger Jahre hätten den Weg zur Gleichberechtigung der Frauen verbaut und die damaligen Zustände zementiert.«<sup>129</sup> Designkritik spießt diese Unfähigkeit auf, Intentionen und ungewollte Effekte aufeinander zu beziehen.

**DRJ** Yvonne Hirdman hatte allerdings darauf aufmerksam gemacht, dass das auch eine Generationenfrage war. Die Älteren sahen Emanzipation mit Hilfe eines reorganisierten Raums verwirklicht (Küche), wo die Jüngeren Übermächtigung durch Strukturen ausmachten (Geschlechterverhältnisse), die durch den nicht hinreichend reorganisierten Raum perpetuiert würden.<sup>130</sup>

**WvA** Am Befund ändert das nichts, darauf möchte ich beharren. Der Funktionalismus habe das Zweckdenken übersteigert, behauptet Feige, dadurch habe er es diskreditiert.<sup>131</sup>

**DRJ** Da ist doch Unsinn, mein lieber, lieber Alterski! Selbst Großsiedlungen, die sich später als übel erwiesen, hatten zumindest den Anspruch etwas zu verbessern!

128 Feige 2019: 5-7, 10, 31.

129 Zit. n. Etzemüller 2010: 427 (kursiv im Orig.).

130 Ebd.: 427f.

131 Feige 2019: 27.

**WvA** Ich muss Ihnen entgegenhalten, dass der Anspruch nicht reicht. Mir ist schleierhaft, wie Sie die Ambivalenz von Praktiken als Kennzeichen der Moderne stark machen können, wenn Sie sie im entscheidenden Moment leugnen?

**DRJ** Nicht leugnen. Gerade am Funktionalismus lässt sich diese Ambivalenz deutlich machen. Wenn Sie nicht mit Ihrer Intervention in die Gegenwart gekommen wären, wären wir schon längst bei dem Punkt.

**WvA** Nun gut. Feige konzediert, dass Design immer affirmativ ist, jedenfalls wenn es *innerhalb* eines Systems etwas ändern will. Trotzdem macht er einen Unterschied. Auf der einen Seite das Bauhaus und die Hochschule für Gestaltung in Ulm, die das Soziale am Reißbrett planten und es von oben oktroyierten. Da dürfte er alle anderen Funktionalisten sicherlich hinzurechnen. Wirkliches *Social Design* dagegen habe solche Allmachtsphantasien aufgegeben. Es beanspruche nur lokale Geltung. Es setze auf den Dialog mit den vom Design Betroffenen. Diskursteilnehmer, statt Demiurg, das sei die neue Rolle des Designers.<sup>132</sup>

**DRJ** Das ist an Normativität kaum zu übertreffen und auch kritisiert worden.<sup>133</sup>

**WvA** Deshalb war Paulsson klar, welche Tapete man »natürlich« wählen werde, wie Sie berichteten? Ich glaube, genau dieses Problem hat Feige benannt. Wenn die Menschen vernünftig sind, weiß man doch, was rauskommt, nämlich Vernunft – und als Beigabe ungeahnte Effekte. Oder es sind singuläre Entscheidungen, die nicht zu dem passen, was Experten als »vernünftig« ermittelt haben.

**DRJ** Die Problembeschreibung von Feige übersieht eine Möglichkeit, das Dilemma aufzulösen. Paulsson und andere gingen davon aus, dass die partikulare Wahl und das Allgemeine konvergieren, also niemand übermächtig werde. Und weil das ein Prozess der Konvergenz ist, besteht die Möglichkeit zu Verschiebungen. Das Verhältnis ist nie fix. Dazu trägt bei, dass die »falsche« Wahl explizit immer akzeptiert wurde. Sie wurde beobachtet, dass sie nicht überhandnehme. Aber auf diese Weise konnte sie ebenfalls als Korrektiv wirken, denn manchmal erwies sie sich im Nachhinein als »richtig«. Feige hupft zu kurz, denke ich.

**WvA** Er bietet eine andere Lösung an. Das Design müsse sich selbst zur Disposition stellen, es müsse aufzeigen, wo die nicht gestaltbaren Momente liegen, wo unsere Grenzen als Macher sind. Erst dann könne man über das reflektieren, was man tue.<sup>134</sup>

**DRJ** Wäre das noch Design? Wo habe ich das gelesen? Gutes Design ist so wenig Design wie möglich? Bei Dieter Rams, dem Hauptdesigner von Braun, sein zehntes Prinzip, 1985.<sup>135</sup>

132 Ebd.: 43-45.

133 Banz (Hg.) 2016.

134 Feige 2019: 52-54.

135 Klemp 2012: 69.

**WvA** Bruno Latour behauptete, nun, man kann es so sagen: pampig, dass das Wort Design das Wort Revolution ersetzt habe. Und das Wort Utopie, fügte Claudia Banz hinzu.<sup>136</sup>

**DRJ** Die Designer, die *ich* im Blick habe, waren davon überzeugt, revolutionär zu denken, selbst wenn sie das System gar nicht stürzen wollten. Ihre Utopie – und die hatten sie – war eine radikal solidarische Gesellschaft. Ob die Wirtschaftsform der Genossenschaft den Kapitalismus in Frage gestellt hätte, darüber kann man streiten.

**WvA** Ich möchte zum Abschluss unseres Disputs darauf hinweisen, dass die funktionalistische Deutung des Designs durchaus umstritten war, denken Sie an den Werkbundstreit von 1914. Da gab es eine Fraktion, die das künstlerische Einzelstück verteidigte, und diejenige, die einer Typisierung das Wort redete – Handwerk und Werkstätte auf der einen Seite, Maschine und Standardisierung auf der anderen. Erinnern Sie sich an die Kritik am Diktat der »guten Form«, die ein Unbehagen an einer forciert zweckrationalen Moderne formulierte und die Ulmer Hochschule für Gestaltung traf.<sup>137</sup> Es gab genug Designer, die den Publikumsgeschmack bedienen wollten, um damit Geld zu verdienen, oder die Design als weltanschauungsfreie Kunst begriffen. Vermutlich waren sie in der Überzahl.

**DRJ** Da bin ich sicher. Aber uns soll es ja um diejenigen gehen, die die heroische Moderne als Interventionsfeld begriffen. Die, die die Moderne deuteten und meinten, *steuern* zu müssen. Das taten nicht alle, im Gegenteil. Gerade in den 1960er Jahren wurde die Dominanz funktionalistischen Designs in Frage gestellt.

**Herr Dr. Lynx** Eben, und da wäre da doch einmal eine systematische Abgrenzung und auch ein vergleichender Blick auf *unterschiedliche* Modi der Moderne-Bearbeitung zu richten!

**DRJ** Das kommt, das kommt noch.

## Taylorismus und Fordismus

**DRJ** Taylorismus war die Lehre von der rationalen Betriebsführung. Tätigkeiten werden in kleinste Einheiten zerteilt, mit genauen Messinstrumenten beobachtet, um sie dann zu optimieren. Dazu gehörten auch die Reorganisation des Raumes und der Gegenstände, wir hatten das bei den Gilbreths und den Küchenstudien schon angesprochen. Die Idee geht auf Frederick Winslow Taylors Buch »The Principles of Scientific Management« von 1911 zurück. Taylor ging, wie nach ihm Gilbreth, von dem einen besten Weg aus, eine Aufgabe zu erledigen. Der sei in aufwendigen Zeit- und Bewegungsstudien zu ermitteln, alle Alternativen wurden als ineffizient verworfen. Die Produktion sollte nicht durch Intensivierung der Arbeit gesteigert werden – auf Kosten des Arbeiters –, sondern durch Rationalisierung. Daran schlossen die Anleitungen von Christine Frederick, Erna Meyer und Lillian Moller Gilbreth an, die Arbeitsabläufe

136 Banz 2016: 12f.

137 Droste 2002; Tegethoff 2002.

im Haushalt nach den Prinzipien des Scientific Management komplett zu reorganisieren. Da klang eine emanzipatorische Verheißung zumindest an.

Frederick war mit zwei Büchern ganz früh dabei, tayloristische Prinzipien auf den Haushalt zu übertragen. Interessant ist die narrative Inszenierung. Ihr Mann unterhält sich mit einem Mr. Watson über Effizienzsteigerung in der Industrie, sie näht, hört zu und ist skeptisch, ob sich diese Prinzipien auf den Haushalt übertragen ließen – weil der viel komplexer sei als Industriearbeit. Sie lässt sich aber von Watson halbwegs überzeugen und beginnt in ihrer Küche mit Zeit- und Bewegungsstudien. Ihre Diagnose: Dank der »Dienstbotenkrise«, die die industriellen Gesellschaften erfasst habe...

#### **Aus dem Publikum** Was ist das?

**DRJ** Das Dienstpersonal ging in die Fabriken. Deshalb müssen Mittelklassefrauen nun selbst den Haushalt führen und Kinder versorgen, kommen mit der Arbeit aber nicht mehr nach. Am Abend findet sie der Ehemann völlig erschöpft vor. Dann beschreibt Frederick ausführlich, wie man den Haushalt effizient organisiert. Geräte und Schränke so zueinander anordnen, dass Bewegungen reduziert werden – da haben wir später die Frankfurter beziehungsweise die schwedische Mikroküche (und natürlich IKEA) als Ergebnisse –, eine saubere Buchführung der Finanzen, Karteikartensysteme für Rezepte, für die Organisation der Wäsche, über verliehene Bücher. Besonders verantwortungsvoll war der Einkauf. Die Frau hat die Verantwortung, ihre Familie vernünftig zu versorgen – und die Küche wird zum »clearing house« zwischen Hersteller und Konsumentin, denn hier werden Produkte auf ihre Tauglichkeit getestet.<sup>138</sup> Das war für Frederick dann mehr als bloße Arbeitsentlastung, das habe das Potenzial, »the most glorious career open to any woman« zu sein, »one that will not stultify nor de-grade, but which offers her peculiar talents their widest an most varied scope.«<sup>139</sup>

Die Ehemänner sollten ihren Frauen helfen, effizient zu werden und sich für die Arbeit ihres »Juniorpartners« interessieren, mehr war nicht nötig.<sup>140</sup> Frauen sollten lernen, die Hausarbeit als etwas Komplexes zu begreifen und deshalb ihren Alltag präzise zu planen, jeden Tag und jede Woche nach regelmäßigen Schemata zu gestalten, um sich nicht aufzureiben. Selbst Säuglinge wären durch *schedule feedings* zu *schedule babies* zu trainieren, die nicht zur Unzeit schrien, sondern sich schlafend perfekt in den Arbeitsrhythmus der Frauen einpassten, indem sie auf die Minute genau zur Fütterung erwachten.<sup>141</sup> Wer solche Babies hatte, hatte sich optimal taylorisiert. Das war der Gipfel der...

#### **WvA** Unmenschlichkeit.

**DRJ** 1919 formulierte Frederick es milder: Planung sei ein individueller Prozess, kein schematisches Korsett, man dürfe sich nicht zur Sklavin der Routine machen, Rationalisierung sollte nicht Zeit für neue Arbeit, sondern für die Selbstbildung der Frau schaf-

138 Frederick 1913: 256.

139 Ebd.: 101.

140 Ebd.: 201.

141 Ebd.: 89.

fen<sup>142</sup> – oder für Gewerkschaftsarbeit. Deshalb war Rationalisierung übrigens auch für Sozialdemokraten attraktiv.<sup>143</sup> Welch frommer Wunsch. Ich habe neulich Betty Friedans Klassiker »The Feminine Mystique« von 1963 erneut gelesen. Sie hatte in effektvoller Sprache beschrieben, wie amerikanische Mittelklassefrauen nach dem Kriege systematisch aus Berufen und von Hochschulen verdrängt wurden. Ihre Gatten spendierten ihnen in den gut situierten Vororten ein bequemes Leben, aber in der Ödnis eines goldenen Käfigs verzweifelten die Ehefrauen derart, dass sie sich in ein vollkommen zerstückeltes Tagwerk stürzten. Sie dehnten die Hausarbeit wie Gummi, um der Leere zu entgehen. Sie konnten sich auf nichts mehr konzentrieren und wurden neurotisch, niemand verstand, warum. Sie meinten, keinerlei Zeit mehr zu haben für geistige Tätigkeiten und öffentliche Ämter, keine Zeit also für genau das, was ihnen so sehr fehlte.

Dieses Problem ist zwar schon Ende der 1950er Jahre in den Medien diskutiert worden, erst durch Friedans Buch jedoch wurde die psycho-soziale Struktur grell beleuchtet. Das ganze Buch handelt davon, dass die Frauen ein Problem hatten, das sie nicht begriffen. Sie mussten es erst zu *sehen* und zu *bezeichnen* lernen. Da war es plötzlich verhandelbar!<sup>144</sup> Das Sichtbarmachen, das Rahmen ist erst möglich, wenn man eine Entwicklung nicht mehr bloß als Problem *spürt*. Man muss es wirklich *benennen* können. Erst wenn man eine politische Sprache gefunden hat, wird es sichtbar. Man sollte allerdings zugestehen, dass die Haushaltsrationalisten des frühen 20. Jahrhunderts *diesen* Effekt wahrlich nicht hatten absehen können. Frederick: durch Organisation aus der Tretmühle der Hausarbeit heraus als Befreiung. Friedan: rein in die Tretmühle als Flucht vor der Leere des Lebens in den Vororten der Wohlstandsgesellschaft.

**Herr Dr. Lynx** Das Spannende an Friedan ist ja tatsächlich, dass sie das reflektiert und zum Teil des Problems macht. Sie macht nicht nur sichtbar, sondern thematisiert die Notwendigkeit dieses Prozesses selbst. Das ist nicht bei allen so.

**DRJ** Wie anders hatte das in Erna Meyers »Der neue Haushalt« von 1926 geklungen! Da war die Alternative: im Haushalt verkümmern oder durch Befreiung davon Mensch werden. »*Zu sich selber kommen*, zum eigenen Wesen vordringen, es ganz erfüllen, um dann Glied zu sein und Diener an einer großen Gemeinschaft in irgendeiner noch im Zukunftsschoße ruhenden Form – das ist Sehnen und Aufgabe auch der Hausfrau!«<sup>145</sup> Im Grunde sind das alles subjektivierungstheoretische Texte. Sie haben Idealbürger der heroischen Moderne entworfen. Meyer zum Beispiel: Die Hausfrau müsse jeden Schritt durchdenken und dürfe sich nicht von spontanen Einfällen steuern lassen. Andererseits nichts gegen die eigenen Neigungen erzwingen und nicht jedes Problem zergrübeln. Also weder Flaneur noch protestantisches Arbeitsethos, sondern ein selbstverständliches, rationales Haushalten, auch mit den eigenen Kräften, das, weil es ins Blut übergegangen ist, die Arbeit mit Leichtigkeit gleiten lässt, so dass sie Vergnügen macht und viel Zeit bleibt – zur Selbstbildung, nicht zum Faulenzen. Das Prozesshafte erkennen, planen und Kontingenz bewältigen; in der Küche sollten genau diejenigen

142 Frederick 1919.

143 Nolan 1990: 570.

144 Friedan 1963.

145 Meyer <sup>41</sup>1931 (1926): 2 (Hervorh. im Orig.).

Sozialtechnologien erlernt werden, die man für den Umgang mit der heroischen Moderne ausbilden musste. Das endet in einer »Der Weg ist das Ziel«-Diktion. Den Stein der Weisen finde man nicht in alchemistischen Laboren. »Soll ich Euch sagen, wo der zu finden ist? Der Stein der Weisen ist – ein Meilenstein auf der Landstraße. Und wollt ihr wissen, welcher unter allen es ist, – – [sic] der *nächste*; geht nur weiter, es ist ewig und unveränderlich – der nächste.«<sup>146</sup>

Es gibt noch einen Punkt: Bei Frederick finden wir, was auch in anderen Ländern eine Rolle spielte, nämlich der Zusammenhang von *home*, *community* und *nation*. Ein gut geführter Haushalt ist eine Investition in die Familie, insbesondere die Kinder, deren Qualität wiederum stärkt die Nation.<sup>147</sup> Dieser Zusammenhang wurde Ende der 50er Jahre ebenfalls thematisiert, nur umgekehrt. Narzistische, übertrieben fürsorgliche Mütter schwächten Söhne und Ehemänner und gefährdeten damit die Nation: »robbing them of independence and ego strength«.<sup>148</sup>

**WvA** Und wie wäre Meyer mit Kindern umgegangen?

**DRJ** Die wären in Montessori-Kindergärten produktiv gemacht worden. Da hätten sie eine eigene Welt mit kleinen Stühlen, niedrigen Tischen und vielerlei Geschirr gehabt und wären angeleitet worden, die täglichen Verrichtungen planvoll anzugehen. Die Leistungen würden ins Erstaunliche gehen. Hauptsache aber, das geschehe freiwillig, nur dann funktioniere es.<sup>149</sup> Damit »hat man den oder die bisher ständig als Störenfriede sich auswirkenden Kleinen auf viele Stunden des Tages nicht nur »unschädlich« gemacht, man hat ihnen damit auch ein Mittel an die Hand gegeben, alle in ihnen ruhenden Kräfte für das kommende Leben in eigener, noch reizvolles Spiel einschließender Arbeit viel besser zu entfalten, als durch das Hängen am Schürzenband der Mutter.«<sup>150</sup> Das ähnelt dem Programm, das die schwedische Sozialreformerin Alva Myrdal entworfen hat.<sup>151</sup> Und bevor Sie das erneut unmenschlich finden: Es ist *ambivalent* gewesen, weil Myrdal und Meyer tatsächlich eine kindgerechte Erziehung forderten, zugleich aber den Nachwuchs auf bestimmte Weise konditionieren wollten.

Das tayloristische Denken konnte übrigens ziemliche Blüten treiben. Erna Meyer hat ausgerechnet, dass die Besitzerin einer großen Küche täglich 500 Meter zurücklege. Dabei seien die komplizierten Gerichte noch gar nicht einkalkuliert.

**WvA** 500 Meter? Das wären etwa sechs Minuten am Tag?! Ich muss gestehen, dass sich mir das Problem nicht recht erschließt.

**DRJ** Ja, sechs Minuten bloß. Aber Meyer rechnete vor, dass die Hausfrau auf diese Weise den größten Teil ihres Lebens auf der Walz verbrachte, wie die Handwerksburschen. 180 Kilometer im Jahr, das ist nämlich der Punkt, von München nach Innsbruck umsonst zurückgelegt. Nach 30 Jahren ganz nutzlos vom Nordkap bis in die Sahara

146 Anker Larsen, zit. n. ebd.: 189 (Hervorh. im Orig.).

147 Frederick 1919: 282, 504f., 509, 515.

148 Evans 1980: 4.

149 Meyer <sup>41</sup>1931 (1926): 185.

150 Ebd.: 186.

151 Etzemüller 2010: 203-226.

gewandert, aber ohne Rucksack und Nagelschuhe, sondern mit dem Geschirrbrett in Händen »und oft einem kleinen Quälgeist am Kleidzipfel!«<sup>152</sup> In Wahrheit waren das eben keine *schedule babies*.

**WvA** Adam Tooze beschrieb den Nationalsozialismus als ein geradezu grotesk ineffizientes System.<sup>153</sup> Vielleicht ist das übertrieben. Doch scheint das »Dritte Reich« ein Beispiel dafür zu sein, dass in der Moderne Höchstleistungen auch in außerordentlich schlecht rationalisierten Systemen möglich sind, weil das damals ausgeglichen wurde durch Improvisation und *man power*.

**DRJ** Sie meinen die rücksichtslose Mobilisierung der »Volksgenossen« und den »Verbrauch« von »Menschenmaterial«. Dabei war der Taylorismus tatsächlich eine Weltanschauung, die auf soziale Harmonie aus war. In den Betrieben sollten nämlich Ingenieure die alten Meister ablösen, und das heißt: empirisch erhobene, »transparente« (wie man heute sagt) Leistungsforderungen statt der früheren Willkür. Damit würden die Auseinandersetzungen von Kapital und Arbeit obsolet werden, beide Seiten würden sozusagen hinweg-objektiviert. Der Marxismus hatte seine Ursprünge in der materiellen Welt – eben in miserablen Arbeitsbedingungen der Industrie –, was dann zur Ideologie kondensiert wurde. Beim Taylorismus war es umgekehrt: Die Konter-Ideologie sollte ihre Kraft gewinnen in Artefakten, Installationen und Anordnungen, die Arbeitern körperlich eine gerechte Ordnung vermitteln würden.<sup>154</sup>

**WvA** Aber wie sollte das gehen, frage ich Sie. Sie führten René Clair und Charlie Chaplin mit ihren bitteren Parodien auf die serielle Produktion an. Ich weiß natürlich, dass Ford mit dramatischen Lohnsteigerungen die Fluktuation unter seinen Arbeitern reduzierte, dass er den Konsum ankurbelte und sich selbst einen Absatzmarkt für seine Autos schuf, die deshalb immer billiger produziert werden konnten. Das könnte man als eine Art kapitalistischen Keynesianismus bezeichnen, oder? Aber durch die Arbeit selbst, am Körper, was erfuhr man da? Monotone Fließbandarbeit. Es dauerte ja nicht lange, da kam massive Kritik auf, auch von den Arbeitern.

**Herr Dr. Meier** Ha! Waisenknaben. Die Strategen der schwedischen Arbeiterbewegung der 1930er Jahre haben die »Sozialisierung von der Konsumtionsseite her« versucht.<sup>155</sup> Die Menschen sollten nur noch Produkte der Konsumgenossenschaften kaufen, was dank der Nachfrage die Produktion ankurbeln und die Preise sinken lassen würde; von den steigenden Profiten würden die privatkapitalistischen Unternehmen aufgekauft und in Arbeitnehmerhand überführt. Der Gewerkschaftsökonom Rudolf Meidner und die Sozialdemokratin Anna Hedborg waren 1975 noch kühner: Arbeitnehmer sollten von einem Teil ihres Gehaltes und durch Beiträge der Unternehmen unterstützt die Aktienmehrheit großer Konzerne übernehmen.<sup>156</sup> Durch diesen sozialistischen Kapitalismus sollten dem Staat Einnahmen verschafft werden, um den Sozialstaat auszubauen.

152 Meyer <sup>4</sup>1931 (1926): 16f. (Zitat: 17).

153 Tooze 2007.

154 Merkle 1980.

155 Hirdman <sup>2</sup>2000 (1989): 95.

156 Nycander <sup>3</sup>2017 (2002): 316–373.

**DRJ** Erst einmal ist Ford das repräsentativste Beispiel gewesen, weil er sich durch seine Autobiografie weltweit vermarktet hatte. In dem Buch ist alles in Bewegung. Es gibt minimale Ruhephasen im Transport, einen Kreislauf des maximalen Recyclings aller Abfälle, und Gewinn wird sofort reinvestiert, um die Werke noch effizienter zu machen und den Ausstoß zu erhöhen. Eigene Produktion, eigene Transportunternehmen, eigene Landwirtschaft. Und um die Balance zu wahren, pflegt er Traditionen, gräbt alte Noten aus, lässt Volkslieder spielen und Mühlen, Kutschen und so weiter restaurieren. Das liest sich, als habe man es beim Ford-Imperium mit einer ideal verwalteten Gesellschaft zu tun, ähnlich abgekoppelt von der Welt wie Utopia oder Owens Lannark, aber dezidiert anti-staatlich, anti-revolutionär und anti-gewerkschaftlich.<sup>157</sup> Fordismus galt bald als Inbegriff der Rationalisierung, und die USA waren das Pilgerziel europäischer Ingenieure.<sup>158</sup> Und ja, Ford hat die Arbeitsprozesse immer weiter heruntergebrochen, um die Anforderungen an die Geschicklichkeit seiner Arbeiter immer mehr zu minimieren. Das hatte den Vorzug, massenhaft ungelernete Kräfte einsetzen zu können.

**WvA** Und Frauen, Zwangsarbeiter und KZ-Insassen im Zweiten Weltkrieg.

**DRJ** Aber der Fordismus hatte deutlich vor Ford begonnen. Die Bahlsen-Kekswerke in Hannover hatten schon 1905 ein Fließband eingeführt. Von den Schlachthöfen war bereits die Rede. Selbst die Kunstmaler des frühen 20. Jahrhunderts praktizierten Arbeitsteilung. Der Chef der Manufaktur kauft ein Original mit allen Rechten, und dann war es wie später bei der Herstellung von Zeichentrickfilmen: Einer der schlecht bezahlten Künstler ging von Bild zu Bild und malte das Wasser, einer war auf die Landschaft spezialisiert, einer für die Personen zuständig.<sup>159</sup> Und der tschechische Schuhfabrikant Bata hat die fordistischen Prinzipien radikalisiert, zugleich aber selbstverantwortliche Werkstätten kreiert. Die Arbeiter mussten auf eigene Rechnung arbeiten und waren für Verluste verantwortlich, die Werkstätten mussten untereinander handeln. Dadurch wurde der Druck nur größer. 50 % des Gewinns mussten die Arbeiter zwangsweise in das Unternehmen investieren, so dass Bata von den Banken unabhängiger wurde. Er rationalisierte nicht nur die Schuhproduktion. Er ließ rasterartig funktionalistische Siedlungen bauen, in denen seine Arbeiter einen rationalen Lebenswandel implementiert bekommen sollten. Das ging hin bis zu Gesundheitsplänen, Vorschriften für die Ernährung und die Planung von Ehen. Überall mischte Bata sich durch Verordnungen und Reden ein; das hat er stolz publiziert.<sup>160</sup> Die Fachkräfte wurden in eigenen Schulen ausgebildet. Er ließ die Infrastruktur der Stadt ausbauen, Bäder, Läden, Kino, Kaufhaus, und die Wege pflastern, damit die Arbeiter besser in die Fabrik kämen. Sie sollten den Übergang vom Privaten ins Kollektive körperlich erfahren. Es war keine Stadt für Flaneure, weil der städtische Raum sofort enthüllte, wer nicht geschäftig durch die Gegend eilte. Am Telefon war das Wort »Hallo« als nutzlos verboten. Dann eroberte seine Partei den Stadtrat und er ließ sich zum Bürgermeister

157 Ford 1926.

158 Zum Folgenden Elis 2009; Hachtmann 2011; Hachtmann/Saldern 2009; Link 2020; Marsch 2000; Meyer 1981; Nolan 1994; Nye 2013; Schmidt 1993; Wupper-Teves 1995.

159 Ruppert 1998: 114f.

160 Bata 1936.

wählen. Irgendwann gab es nur noch einen Abgeordneten der Opposition im Stadtrat. Danach war Zlín seine Stadt, in jeder Beziehung.<sup>161</sup> Eine totale Werksgesellschaft.

**Stimme aus dem Publikum** Ehrlich gesagt wären *meine* körperlichen Erfahrungen in diesem hyper-fordistischen Milieu nicht die angenehmsten gewesen!

**DRJ** Sicher. In heutiger Theoriesprache kann man das sogar als autopoietisches System bezeichnen. Owen, Ford, Bata, Disney, die haben sich immer wieder nach dem von der Welt abgeschlossenen Ort geseht, von dem ausgehend die Welt reformiert werden sollte. Geografisch abseits von den schädlichen Einflüssen der Moderne – Städten, Gewerkschaften... Steht das in der Tradition des Klosters? Kurt Roth hat 1932 detailliert beschrieben, wie Normalisierung im »System Bata« funktionierte. Roth hat dem gehuldigt!<sup>162</sup> Heute liest sich das wie eine Karikatur. Nur ein paar Eindrücke aus seinem Text: Vor Bata waren alle gleich, es gab nur eine einzige Hierarchieebene. Er selber übte eine absolute Autorität aus; die Arbeiter waren – dank der bisherigen Herrschaft des Großgrundbesitzes – Unterordnung gewohnt. Neben Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten versuchte Bata sie für ein gemeinsames Ideal zu begeistern und einen Korpsgeist zu formen. Sie betrachteten sich als Bata-Männer und Zlín als Paradies. Die Lehrlinge wurden einer militärischen Disziplin unterworfen, ansonsten zwang Bata niemanden, das besorgte das System. Die Werkstätten sollten Familien gleichen mit dem Meister als Mittelpunkt. Bata schlug die Mitglieder der Betriebsausschüsse vor und bestätigte sie dann. Im Ort gab es keine anspruchsvolle Literatur; im Kino liefen nur minderwertige Filme – und Batas Propaganda.<sup>163</sup> Im Grunde Benthams Prinzip, bloß auf die Produktion übertragen: »Strenge Verbote waren überflüssig [...], da sich infolge der besonderen Organisation der Arbeiter bei fehlerhafter oder nachlässiger Arbeit selbst bestraft«.<sup>164</sup>

2003 scheint dieses System immer noch seinen Charme gehabt zu haben, denn Jana Geršlová beschrieb es erstaunlich neutral. Schon Zeitgenossen hatten dagegen die kritischen Aspekte gesehen,<sup>165</sup> und Annett Steinführer benutzte 2002 die Begriffe »Führerprinzip« und »Gleichschaltung«. Ihr zufolge handelte es sich um »eine kollektivistische Ideologie bei gleichzeitiger Betonung des Individuums und des Führerprinzips«, und der Glaube, »dass sich mit einer neuen Umwelt gleichzeitig der Mensch ändern werde und dies eine Welt von Wohlstand, Glück und Zufriedenheit entstehen ließe.«<sup>166</sup> »Gesteuerte Emanzipation« hat Petr Szczepanik das genannt, ergänzt durch »new strategies of controlling minds and bodies in a much more precise and extensive way than before, transforming everything into functions of the factory, including

161 Bittner/Hackenbroisch/Schneider 2012; Geršlová 2003; Klingan (Hg.) 2009; Nerdinger (Hg.) 2009; Slapeta 1992; Steinführer 2002.

162 Roth 1932.

163 Ebd.: 18, 30-34, 43, 55.

164 Ebd.: 29.

165 Geršlová 2003; Philipp 1928.

166 Steinführer 2002: 67.

families and houses.«<sup>167</sup> Und das System wollte Bata exportieren, überall, wo er Schuhe produzierte, Mini-Zlín, angepasst an das jeweilige Milieu.<sup>168</sup>

**WvA** Gestatten Sie mir die verblüffte Frage, ob die Leute das denn mitmachten. Den Ego-Elogen von Autokraten sollte man ja nicht unbedingt aufsitzen.

**DRJ** Das weiß man nicht.<sup>169</sup> In einem Band ist ein ehemaliger Bewohner befragt worden, der sehr positiv klang: Kontrolle hätten sie nicht empfunden, die Wohnungen seien extrem modern und hübsch, Gartenzäune und Haustiere verboten, das Ganze sei ein großartiges soziales Experiment gewesen. Heute dagegen würden Batas Prinzipien von Rechtschaffenheit und Anstand verworfen.<sup>170</sup> Wenn wir das mit den Sozialutopien Alva und Gunnar Myrdals vergleichen, sieht man rasch die Unterschiede. So schrieb Alva Myrdal in ihrem wichtigen Buch *Stadsbarn* (»Stadtkinder«), in dem sie eine wirklich progressive Kindererziehung propagierte, Erziehung solle die »Menschen dazu bringen, das Benehmen, das wir als sozial wünschenswert ansehen [...], anzuerkennen und zugleich die eigenen Kräfte zu besseren Leistungen und größerem Glück zu entwickeln. [...] Die Kunst ist es, das Kind zu veranlassen, die allgemeinen Regeln für unser Handeln, die ohnehin notwendig sind, ohne verzehrende Konflikte von innen heraus anzunehmen.« Die Kinder sollten sich diese Regeln in Form einer »Selbstverwaltung« als Gebote selbst auferlegen, dann würden sie nicht gegen sie opponieren.<sup>171</sup> Die Idee der Selbstkonditionierung, um dem Sozialen Form zu geben, war bei Bata und Myrdal gleich. Aber Bata setzte auf selbstbestimmte Unterwerfung, Myrdal auf selbstbestimmt *eingepasste* Individuen.

**WvA** Das wäre also ein weiteres Beispiel, wie ein und dieselbe Technik in unterschiedliche Richtungen getrieben werden konnte?

**DRJ** Genau. Bei Ford und Bata war der Ansatz, durch Massenkonsum (bei Ford) beziehungsweise die Einbettung in ein paternalistisches Ganzes (bei Bata) Einvernehmen zwischen Kapital und Arbeit herzustellen, um Klassenkampf, Gewerkschaften und Demokratie überflüssig zu machen. In einem schönen, bauhausweißen Bändchen im Reclam-Format wurde das etwas positiver formuliert, vermutlich dem Gedanken geschuldet, dass funktionalistische Architektur *eigentlich* grundsätzlich »links« und »gut« ist: Die Schuhstadt Zlín sei janusköpfig zwischen »Kontrollraum und Emanzipationsort« angesiedelt. Ausgerechnet Bata »übersetzte die Visionen und Ideen der vorwiegend links ausgerichteten Avantgarde in gebaute Realität.«<sup>172</sup>

167 Szczepanik 2009: 213.

168 Smith 2008.

169 Steinführer 2002: 66, 73.

170 Klingan (Hg.): 137-141.

171 Etzemüller 2010: 207f.

172 Bittner/Hackenbroisch/Schneider 2012: 20.

**WvA** Ich darf einwerfen, dass auch Ford eine solche Totalität plante, nämlich die Planstadt Fordlandia im brasilianischen Dschungel. Amerikanische Ingenieure in Michigan entwarfen sie, und sie scheiterte, vielleicht folgerichtig, vor Ort am Amazonas.<sup>173</sup>

**DRJ** Ich glaube, dass Ford und Bata den Unterschied zur Diktatur oder einem Ständestaat darin sahen, dass ihr System dynamisch blieb. Wem das System nicht passte, der konnte gehen. Diese »Toleranz« war natürlich nur möglich, so lange die Werke Inseln in der Gesellschaft blieben. Aber eigentlich wollten beide die gesamte Gesellschaft nach ihren Prinzipien organisiert sehen. Na gut. Der eigentliche Grund dürfte aber darin gelegen haben, dass die Marktnachfrage und die Produktivität gemeinsam das System steuerten – in deren Augen! Gehälter, Profitbeteiligungen und Sozialfürsorge sollten die Arbeiter pazifizieren. »Bestechungstheorie« hat man das in der Neuen Linken um 1968 genannt. Das gehörte zum Fordismus: Reorganisation der Produktionsverhältnisse, Taktung der Arbeit durch technische Artefakte – besonders das Fließband –, betriebseigene Sozialpolitik.

**WvA** »Bestechung« durch Sozialleistungen und Konsum ist das eine. Ich denke, wichtiger war die Fragmentierung der Arbeiterschaft durch die Produktionsbedingungen am schnelllaufenden Fließband oder in Batas Werkstätten. Die Sozialpolitik kam auch nicht allen gleichermaßen zu, da wurde noch einmal gespalten. Das scheint mir die Herrschaftstechnik, die Sie als Social Engineering beschrieben... Gut, gut. Ich sehe es Ihnen an. Fordismus war eher die schlichte Form...

**DRJ** Es war ein Unterfall des Social Engineering.

**Herr Dr. Redigür** Nein! Umgekehrt!<sup>174</sup>

**WvA** Aber der Fordismus stellte zumindest eine Form von Disziplinierung und Normalisierung dar – durch das Fließband, durch Leistungen.

**DRJ** Vielleicht war das ein Grund, warum der Fordismus doch schnell seinen Nimbus verlor, schon in der Weltwirtschaftskrise.

**WvA** Na ja, was sagen Sie zur Akkordarbeit im Fließtakt bis weit in die Nachkriegszeit?

**DRJ** Taylorismus und Fordismus gingen offensichtlich ineinander über. In der Optimierung der Arbeitsprozesse trafen sie sich. Es gab aber mehrere grundlegende Unterschiede. Einmal die Akteure: an der Hochschule ausgebildete Ingenieure gegen betriebliche Aufsteiger; dann die Perspektive: von oben entworfen (Blaupause) oder von unten implementiert (*trial and error*); weiterhin der Grad der Einbindung: Reflexion durch Distanz versus in die Produktion eingebettetes *tacit knowing*. Noch wichtiger aber war, dass Tayloristen *Menschen konditionieren*, also Ungelernte eliminieren wollten. Im Fordismus dagegen wurde das produktiv gemacht, indem ungelernete Menschen in ein *System integriert* wurden, das aus sequenzierten Prozessen, der

173 Grandin 2010.

174 Rüdiger Hachtmann bereitet eine Monografie zum »Fordistischen Jahrhundert« vor.

Synchronisierung von Raum und Zeit, der Austauschbarkeit von Teilen sowie *single purpose*-Maschinen bestand.<sup>175</sup> Das gigantische Werk River Rouge wurde von Zeitgenossen als »ballet mécanique« beschrieben, als komplexe, perfekt synchronisierte *flow production*. Schiffe bringen Eisenerz und Kohle über die Großen Seen, mit denen die Hochöfen gefüttert werden, das Eisen wird zu Motorblocks, Kurbelwellen, Kolben und Bremstrommeln gegossen oder in gigantischen Pressen zu Blechen geformt, Maschinen bohren, schleifen und polieren sie, und dann treffen sie auf die Produkte der Glaserie, auf Reifen, Federn, und exakt 28 Stunden nach Eintreffen des Eisenerzes wird ein fertiges Auto verladen.<sup>176</sup> Vergleichen Sie mal Friedrich von Gottl-Ottlilienfelds enthusiastische Schilderung der Ford-Werke mit Prozessabläufen in der funktionalistischen Küche. Das ist fast schon identisch, wie das beschrieben wird.<sup>177</sup>

**WvA** Allerdings landeten dort bloß Kartoffeln, statt Eisenerz an.

**DRJ** Die *strukturelle* Homologie ist frappierend. Da *sind* Kartoffeln das Äquivalent zum Erz. Auch neue Arbeitsämter sind nach fordistischen Prinzipien gebaut worden. Da finden wir dann in Serie gestaffelte Schalter, an denen die Klientel abgefertigt wurde.

**Aus dem Publikum** Das Arbeitsamt Kiel, 1930 von Willy Hahn und Rudolf Schroeder!<sup>178</sup>

**DRJ** Dieser Architektur wurde eine spezifische »Betriebselastizität« eingefügt, damit sie selbsttätig wechselnd große Mengen an Antragstellern regulieren konnte. Eine typische Prozessarchitektur: kanalisieren, schleusen, takten, verzögern, *dynamisch* organisieren.<sup>179</sup> Das Büro war ein anderer Ort fordistischen Prozessierens. Aufgaben, Akten, Artefakte, Bearbeiter und Abläufe mussten zeitlich und räumlich synchronisiert werden. Die älteren Großraumbüros waren an Maschensäle angelehnt. Die Tische seriell angeordnet, die Arbeit zumindest teilweise funktional differenziert (Überwacher, Sachbearbeiter, Schreibkräfte). In den späteren, »humaneren« Bürolandschaften wurde Informalität produktiv gemacht. Statt des geometrischen Rasters organische Strukturen, statt der Vereinzelnung am Schreibtisch Zusammenfassung in Arbeitsgruppen, statt Kontrolle Selbstorganisation, statt Leistungssteigerung durch Routine nun durch persönlich angemessene Flexibilität, effizienter *flow* nicht mehr durch strukturierte Mensch-Artefakt-Verfahren-Arrangements hindurch, sondern dank zirkulierender, kommunizierender Individuen.<sup>180</sup>

**WvA** Das war der Schnellstdurchgang durch die Geschichte des Büros... Aber ich sehe den Punkt, und wir sollten ihn nun am Beispiel der Architektur vertiefen.

**DRJ** Noch ein wichtiger Aspekt: Man sollte den Betrieb als fordistisch-tayloristische Prozessarchitektur und als sozialen Organismus unterscheiden. Das eine war die tech-

175 Link 2020: 30-35.

176 Ebd.: 21f.

177 Gottl-Ottlilienfeld <sup>3</sup>1926 (1925).

178 Höhns (Hg.) 1998.

179 Roloff 2009; s.a. Janý 2019.

180 Bernasconi/Nellen 2019; Forino 2019; Kapsreiter 2019; Schnaithmann 2019.

nische, das andere die soziale Organisation des Betriebs. Timo Luks hat am Beispiel der Automobilindustrie gezeigt, wie Experten im 20. Jahrhundert die Fabrik als soziales Interventionsfeld konstituierten.<sup>181</sup> Im Industriebetrieb schienen sich einerseits die bedrohlichen Folgen der Moderne zu verdichten – Vermassung, Vereinzeln, wir kennen das nun –, gleichzeitig erschien gerade er als Ansatzpunkt, diese Folgen durch eine soziale Reorganisation lösen zu können, und zwar für die gesamte Gesellschaft. Also, das war mehr als Fordismus. Der Industriebetrieb wurde nämlich als soziale Umwelt beschrieben, die ihrerseits in der gesellschaftlichen Umwelt verortet war. Die beiden Umwelten waren verwoben. Deshalb schlugen gesellschaftliche Probleme auf den Betrieb durch, aber umgekehrt konnte die Reorganisation des Betriebs in die Gesellschaft ausstrahlen. Das Layout des Betriebes sollte sozial integrierend wirken, um Arbeitermassen zu gliedern und soziale Vermassung oder Fragmentierung zu verhindern. Ausgerechnet in dieser Branche war der Mensch als Interventionsfeld entdeckt worden! Die *human relations*-Experten durchleuchteten ihn auf seine Bedürfnisse hin, um Umwelt und Menschen so aneinander anpassen zu können, dass eine organische Ordnung realisiert werden konnte. Dadurch veränderte sich auch die Produktion selbst, etwa durch den Übergang von der Fließband- zur Gruppenfabrikation. Letztere belebte vermeintliche Traditionen der vormodernen Werkstätten wieder, nämlich die kooperative Produktionstätigkeit einer recht autonom operierenden Arbeitsliga. Das alles geschah weder aus rein humanitären Gründen noch diente es bloß Profitinteressen. Vielmehr sollte eine Arbeits-, Betriebs- oder Werksgemeinschaft die gesamte Sozialordnung als »Gemeinschaft« rekonfigurieren helfen.

**WvA** Erlauben Sie mir die Frage, wieviel davon in den Betrieben tatsächlich realisiert wurde? Sie beschrieben die fordistische Ausbeutungstopografie doch sehr eingängig, ging die Gruppenarbeit nicht mit dem Gruppenakkordsystem einher? Wenn einer schwächelt, schmälert er Verdienst der gesamten Gruppe?<sup>182</sup>

**DRJ** Da haben Sie recht, lieber Alterski. Aber ich wollte erneut ein spezifisches *framing* der Moderne in den Blick rücken, nämlich dass der Industriebetrieb durchaus mehr war als bloß Schauplatz kapitalistischer Ausbeutung oder fordistischer Optimierung. Auch vom Betrieb her wurde Gesellschaft gedacht.<sup>183</sup>

## Praktiken der Gestaltung

### Wohnbau

**DRJ** Gut, gehen wir zur Architektur über. Vielleicht am einfachsten an Hand einer Abbildung (Abb. 40). Sie stammt aus der schon erwähnten Propagandaschrift von Gunnar Asplund und Kollegen, *acceptera* (»akzeptiere«) von 1931. Sie zeigt jenen historischen Dreischritt, den wir bereits kennen, diesmal mit Hilfe axonometrischer Zeichnungen typischer Wohnblöcke. Die alte Stadt war verwinkelt, dunkel, die Hinterhöfe vollge-

181 Luks 2010.

182 Ebd.: 185.

183 Luks 2020.